



Magazin zum
traditionellen jüdischen
Leben in Deutschland

05/21

Mai 2021 / Sivan 5781 - [18]

BtJ

Gemeindemagazin

UNSERE FESTE

WELCHE TORA IST VON WELCHEM SINAI?

Zu Schawuot feiern wir das Jubiläum der Offenbarung am Berg Sinai.

UNSER BRENNPUNKT

„Miteinander, beieinander, füreinander“

Eine Impfung und ihre Folgen

UNSER GESPRÄCH

„Wir werden dort in 20 Jahren stehen, wo wir uns selbst hinführen werden“

Das Gemeindemagazin des BtJ im Gespräch mit Rabbiner Avichai Apel

UNSERE GESCHICHTE

„Fränkisch Jerusalem“ und ihre Jeschiwa

Die Weisen von Fürth



RUSSISCH



Seman Matan Tora sameach!

Liebe Lesende,



David Seldner
Stellv. Vorsitzender des BtJ

bereits seit vielen Monaten beginnt fast jeder Beitrag mit einer Beschreibung der Situation auf Grund der Corona-Pandemie. Wir versuchen uns möglichst wenig davon beeindrucken zu lassen, doch leiden natürlich gerade die meisten unserer Aktivitäten, gerade die Schabbatonim, darunter, da sie schlichtweg nicht stattfinden können. Stattdessen konnten wir – wie alle Anderen auch – lediglich Online-Veranstaltungen durchführen, zwei Kochevente vor allem, von denen wir unter „Unsere Kochecke“ kurz berichten und auch Rezepte des israelischen Starkochs Tom Franz zum Nachkochen/-backen abdrucken. In der Rubrik „Unsere Projekte“ stellen wir Ihnen einen virtuellen Pessachevent für junge Leute in den BtJ Gemeinden in Sachsen und Sachsen-Anhalt vor.

Diese Ausgabe erscheint nun zu Schawuot, vor allem um auch über dieses wichtige, aber heutzutage in unseren Breiten oft unterbewertete Fest etwas bringen zu können. Dafür geht unser Dank an Rabbiner Arie Folger, speziell auch da er seine Gedanken innerhalb kurzer Zeit für uns niederschrieb. Mit Corona am Rande beschäftigt sich unser Brennpunkt-Beitrag: Daniel Neumann teilt uns seine Gedanken zur Impfung mit, bzw. zu den verschiedenen Gesichtspunkten, die auch gerade Deutschland und Israel unterscheiden.

Ein weiteres aktuelles Thema ist derzeit „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Bei uns geht es weniger um die sonst übliche Darstellung des inhaltsreichen jüdischen Beitrags zur deutschen Kultur; in „Unserem Gespräch“ äußert sich Rabbiner Avichai Apel zu Fragen des heutigen jüdischen Lebens, dem Selbstverständnis von Juden in Deutschland, gerade im Vergleich zu vor einigen Jahren. Auch dies ist ein kontroverses Thema, man hört über lebendiges jüdisches Leben in Deutschland, aber auch dass ebendieses keine Zukunft habe. Ein weiteres Gespräch, das wir unter „Unser Wissen“ eingeordnet haben, haben wir mit dem BtJ Vorsitzenden Michael Grünberg geführt, der aus einer Viehhändler-Familie stammt und diesen Beruf viele Jahre ausgeübt hat, so dass er uns viel Interessantes und vor allem wenig Bekanntes über Fleisch mit Fragen über Kashrut und Schechita erzählen konnte.

Speziell für Eltern gedacht ist der lesenswerte und weise Beitrag von Rebbetzin Sarah Brukner, die über Chinuch schreibt und was bei der Erziehung der Kinder zu berücksichtigen ist. Rabbiner Yehuda Horovitz setzt die Serie über die jüdischen Weisen in der Rubrik „Unsere Geschichte“ fort: In dieser Ausgabe geht es um die Geschichte der berühmten (und heute nicht mehr so bekannten) Gemeinde Fiorda / Fürth mit ihren namhaften Jeschiwot. Eine weitere Gemeinde mit großer Vergangenheit ist die Gemeinde Hamburg, die allerdings auch heute zu einer der größten in Deutschland zählt. Derzeit gibt es Diskussionen über den geplanten Wiederaufbau der zerstörten Synagoge am Börneplatz – in dieser Ausgabe stellt sich die Gemeinde als Mitglied des BtJ vor.

Antisemitismus beschäftigt uns Juden leider seit Jahrtausenden – in dieser Ausgabe ist es allerdings nur indirekt ein Thema, in Form einer Buchbesprechung der Anthologie „#ANTISEMITISMUS für Anfänger“, im Ariella-Verlag erschienen.

Zu guter Letzt bleibt uns nur Ihnen beim Lesen viel Spaß und Erkenntnisse zu wünschen, ein schönes, lehrreiches Schawuot und bleiben Sie gesund!

Ihr David Seldner

03
GRUSSWORT

06
UNSERE FESTE

09
UNSER BRENNPUNKT

14
UNSER GESPRÄCH

19
UNSER WISSEN

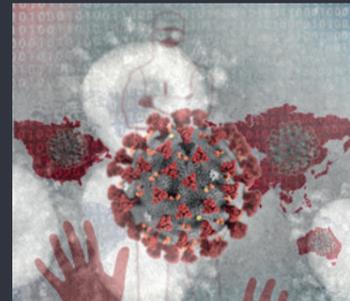
24
UNSERE FAMILIE

27
UNSERE PROJEKTE

Welche Tora ist von welchem Sinai?
Zu Schawuot feiern wir das Jubiläum der Offenbarung am Berg Sinai.



„Miteinander, beieinander, füreinander“
Eine Impfung und ihre Folgen



„Wir werden dort in 20 Jahren stehen, wo wir uns selbst hinführen werden“
Das Gemeindemagazin des BtJ im Gespräch mit Rabbiner Avichai Apel



Gesamtkunstwerk Fleisch



„Es gibt keine „guten“ und „schlechten“ Kinder!“



Schokoladentraum in Mitteldeutschland



IMPRESSUM

BTJ Gemeindemagazin
Magazin für Mitgliedsgemeinden des Bundes traditioneller Juden in Deutschland

Herausgeber:
Bund traditioneller Juden in Deutschland e.V.

Vorsitzender: Michael Grünberg
In der Barlage 43 / 49078 Osnabrück
Tel. : +49 5414065812
Fax.: +49541434701
www.btjd.de
Email: info@btjd.de

Redaktionelle Leitung: David Seldner

Redaktion: Marina B. Neubert

Gestaltung: Tanja Gusar
Cedar Studio
Büro für Gestaltung / tg@cedarstudio.de

Gestaltung - Lokalteile: Marina Charnis
marina.charnis@googlemail.com

Übersetzung: Mikhail Vorobiev

Druck: migoma - ideenverliebt

Die veröffentlichten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. BtJ behält sich das Recht auf Lektorat und Kürzung der zugesandten Beiträge vor. BtJ übernimmt keine Verantwortung für die Lokalteile der einzelnen Gemeinden.

28
UNSERE MITGLIEDER

Die jüdische Gemeinde in Hamburg stellt sich vor



35
UNSERE BUCHEMPFEHLUNG

Immer wieder auf die Schippe genommen
Eine Anthologie: #ANTISEMITIS-MUS für Anfänger im Ariella Verlag



36
UNSERE GESCHICHTE

„Fränkisch Jerusalem“ und ihre Jeschiwa
Die Weisen von Fürth



42
UNSERE KOCHECKE

„Auch jüdische Nächstenliebe geht durch den Magen!“
BtJ Live Kochworkshops mit dem israelischen „Master Chef“ Tom Franz





Von Rabbiner Arie Folger

Welche Tora ist von welchem Sinai?

Zu Schawuot feiern wir das Jubiläum der Offenbarung am Berg Sinai. Über die Tora sagen wir, dass sie von Sinai ist, aber welche Tora ist von welchem Sinai?

Im Film „The Chosen“ (Der Erwählte, 1981) erklärt Prof. David Malter, gespielt von Maximilian Schell, seinem Sohn Reuven, gespielt von Barry Miller, was der wesentliche Unterschied zwischen seinem Glauben und dem von Reb Saunders (Rod Steiger) ist: Reb Saunders glaubt, dass die Tora Wort für Wort von G“tt dem Mosche diktiert wurde, während er, Prof. Malter glaubt, dass G“tt Mosche inspirierte, die Tora zu schreiben. Wie so häufig in Hollywood, weicht der Film hier in wichtigen Details vom Original von Chaim Potok ab. Chaim Potok versuchte, einen Spagat innerhalb der Orthodoxie zu beschreiben und zwei unerwartete Freunde diesen Spagat überbrücken zu lassen, während der Screenwriter Edwin Gordon weniger in den Feinheiten der innerorthodoxen Differenzen bewandert zu sein scheint und aus Prof. Malter einen Conservative, also Theologen der in den USA verbreiteten liberalen jüdischen Richtung macht.

Tatsächlich gehört die Überzeugung, dass die Tora „von Sinai“ kommt, zu einem Kernprinzip des traditionellen Judentums. In der dichterischen Darstellung „Jigdal“ der 13 Glaubensgrundsätzen Maimonides heißt es diesbezüglich:

Die wahre Lehre gab G“tt seinem Volk / durch die Hand seines Propheten, dem treuesten seines Hauses. Nicht wird G“tt ändern, noch auswechseln sein Gesetz / für ein anderes verwerfen, niemals.

In der ursprünglichen philosophischen Auslegung Maimonides heißt es, dass die gesamte Tora von G“tt ist. Maimonides‘ Auslegung basiert auf dem Talmud (Sanhedrin 99a), nach der auf den, der behauptet, „die Tora sei nicht vom Himmel“ das zutrifft, was geschrieben steht (4. B.M. 15:31): „Denn er hat das Wort

des Ewigen verachtet und sein Gebot gebrochen“. Nach einer anderen talmudischen Erklärung bezieht sich der, „der das Wort des Ewigen hat verachtet“ auf einen G“ttesleugner. Damit lässt sich schließen, dass den g“ttlichen Ursprung der Tora in Frage zu stellen, gleicht dem, die Existenz G“ttes in Frage zu stellen.

Liberalen Theologen fühlten sich damit unwohl: Sie wollten nicht an der Authentizität der sinaitischen Offenbarung festhalten und erst nicht an einer Offenbarung, die inhaltlich von G“tt war, denn eine inhaltlich g“ttliche Offenbarung könnte der Mensch nicht abändern. Für konservative Denker war eine Verwerfung des Glaubens an der sinaitischen Offenbarung zu gewagt, und sie schlugen einen Kompromiss vor: G“tt hätte Mosche inspiriert, die Tora zu schreiben.

Rabbiner Dr. Mordechai Breuer äußerte eine vernünftige Kritik dieser liberalen Auffassung und erklärte damit, wieso das traditionelle Judentum unverändert an der Authentizität und dem Inhalt der sinaitischen Offenbarung festhielt – und festhalten wird: Sollte man annehmen, dass die Tora ihren besonderen Status genießt, weil sie ein Werk der Prophezeiung ist, dann müssten gleich alle Bücher des Tanachs diesen Status bekommen. Das Resultat sollte also nicht eine Relativierung des Pentateuchs, sondern eine Aufwertung der gesamten hebräischen Bibel zur Folge haben (was aber nicht das Ziel jener ist, die an der Authentizität der sinaitischen Offenbarung zweifeln wollen). Nein, der Pentateuch, die fünf Bücher Mosche, bilden eine Ausnahme, etwas Einzigartiges, weil sie eben nicht „nur“ Prophezeiung sind. Nur so lässt sich erklären, weshalb quer durch die jüdische Geschichte hindurch, trotz aller Herausforderungen, Juden an der Tora

festhielten und sie nicht dem Zeitgeist anpassen. Wer die Tora dem Zeitgeist gemäß modernisierte, blieb auch nicht besonders lange dieser „neuen“ Tora treu.

In den Worten von Rabbiner Mordechai Breuer:

„Seit der Antike haben unsere Weisen nie daran gedacht, die fünf Bücher Mose mit anderen Prophezeiungen gleichzusetzen. Sie betrachteten die Gleichung nicht als richtigen Glauben, sondern als völlige Häresie. Der Status von Moses unterscheidet sich von Natur aus von dem aller anderen Propheten. Diese sahen G“tt in [ihren] Vision[en] durch ein dunkles Glas; Sie hörten Seine Stimme als ein Rätsel, das einer Klärung und Interpretation bedurfte. Als sie anschließend G“ttes Botschaft an die Menschen weitergaben, als sie sie niederschrieben, konnten sie nicht wörtlich vermitteln, was sie gesehen und gehört hatten. Stattdessen nahm jeder seinen eigenen Stil und seine eigene Sprache an. Moses war anders. Der treue Diener in G“ttes Haus, zu dem G“tt sprach, als man sich mit einem Gefährten unterhält; er nahm G“tt sozusagen durch ein klares Glas wahr und hörte, wie seine Botschaft präzise ausgedrückt wurde. Deshalb schrieb Mose die Worte der Tora so, wie G“tt sie sprach, ohne seine eigenen zu injizieren. So war die Tora von Moses buchstäblich min ha-shamayim [vom Himmel]; Der Gesetzgeber rief seinen Propheten selbst in den Himmel. „Wie ein Autor, der seinem Schreiber ein Buch diktiert“, diktierte G“tt seinem Propheten von Anfang bis Ende die Tora.“¹

Das Zitat ist auch deshalb so besonders, weil Rabbiner Breuer selbst die Methoden der Bibelkritik akzeptierte, allerdings nicht ihre

Interpretation der Gegebenheiten. Nicht viele Autoren, sondern verschiedene Stimmen G“ttes, mit denen Er uns anspricht, ist das, was die Bibelkritiker entdeckten, so Rabbiner Breuer.

Dennoch dürfen wir unser Verständnis der Offenbarung am Berg Sinai und der Offenbarung der Tora vertiefen. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass der Text des Pentateuchs am Berg Sinai offenbart wurde, da er doch Ereignisse beschreibt, die sich erst in den 39 darauffolgenden Jahren entfalteten. Als Mosche das Zehnwort G“ttes dem Volk auslegte, stand nicht in den Sternen, dass das Volk innerhalb von 40 Tagen ein goldenes Kalb machen wird; sie hätten sich auch anders entscheiden können, genauso wie auch mit vielen anderen späteren Ereignissen.

Im Talmud (Gittin 60a) finden wir zwei Meinungen bezüglich dessen, wie die Tora niedergeschrieben wurde: Nach Rabbi Jochanan wurde die Tora Abschnitt für Abschnitt geschrieben und veröffentlicht. Sprich: Während der 40-jährigen Wüstenwanderung beauftragte G“tt Mosche immer wieder, noch einen Abschnitt zu schreiben. Am Ende der 40 Jahre war die Tora vollständig. Nach Rabbi Schimon Ben Lakisch wurde die Tora erst am Ende der Wüstenwanderung als fertiges Werk auf einmal veröffentlicht. So oder so wurde die Tora – wenigstens die letzten vier Bücher der Tora – von einer Hand auf Geheiß G“ttes geschrieben: Von der Hand Mosches.

Was wurde nun am Berg Sinai offenbart? Nicht nur das Zehnwort, sondern mindestens alle Mizwot. So schreibt Raschi (2.B.M. 24:12):

„Alle sechshundertdreizehn Gebote sind in den Zehn Worten enthalten

und können daher als auf die Tafeln geschrieben angesehen werden. Rabbi Saadia hat in seinen As’harot (ein Kommentar zum Zehnwort in der dichterischen Form) angegeben, welche Gebote mit jedem der Zehn Worte verbunden sein können.“

Anderswo (3.B.M. 25:1) präzisiert er: Alle Gebote, einschließlich ihrer generellen Regeln und detaillierten Gesetzen wurden am Berg Sinai befohlen.

Nach Nachmanides existierte der gesamte Text der Tora bereits, allerdings nicht in einer von uns lesbaren Form, sondern als schwarzes Feuer auf weißem Feuer und ohne Leerschläge, so dass die finale Form des Textes eine andere hätte sein können.

Der Talmud (Bawa Batra 15a) setzt sich mit der Frage auseinander, ob und wie Mosche die Geschichte seines eigenen Todes schreiben konnte. Aus heutiger Sicht scheint mir diese Frage nicht so schwer; es ist ja nicht nur einmal oder zweimal vorgekommen, dass jemand seinen eigenen Nachruf schrieb. Aber im Talmud finden wir zwei Meinungen: Entweder hat der Nachfolger Mosches, Jehoschua, die letzte acht Verse der Tora abgeschrieben, oder schrieb Mosche sie – auf Geheiß G“ttes – mit Tränen. Auf dieser Basis wollten manche gegenwärtigen Anhänger einer liberaleren Theologie vorschlagen, dass es für den Talmud ja akzeptabel sei, zu glauben, der Pentateuch wäre von verschiedenen Autoren geschrieben. Dies müssen wir aber verneinen. Wie Rabbiner Mordechai Breuer diesbezüglich bemerkte, dass es weniger ausmache, wer die Wörter der Tora physisch niedergeschrieben habe, ob Mosche oder Jehoschua. Das Wesentliche ist, wer der Urheber dieser Worte ist, und da sagt die jüdische Tradition eindeutig, dass diese Worte, auch wenn sie erst am Ende

der Wüstenwanderung niedergeschrieben wurden, mi-Sinai (von Sinai) sind. Sinai ist nicht nur ein Berg, und was dort geschah, ist nicht nur die Offenbarung des Zehnwortes, sondern die gesamte Offenbarung Mosches.

Dennoch wurden nicht zwingend alle halachischen Einzelheiten der Tora-Gesetze dem Mosche offenbart. So lehrt der talmudische Weise Rabbi Abahu (Midrasch Tanchuma Ki Tissa §16): Hat denn Mosche [während seiner 40 Tagen auf dem Berg Sinai] die gesamte Tora lernen können, ist sie doch breiter, als die Welt selbst (nach Ijow 11:9)?! Viel eher lehrte G“tt dem Mosche die Regel, wie die Tora zu interpretieren sei. Wohl zu verstehen meint Rabbi Abahu nicht, dass Mosche aus eigener Interpretation den Pentateuch schrieb. Viel eher meint er damit, dass nicht zwingend die gesamte mündliche Tora am Berg Sinai veröffentlicht wurde. Es hat gereicht, dass G“tt Mosche beauftragte, nach bestimmten Methoden, Seine Tora zu interpretieren, und daraus entstanden möglicherweise wichtige Teile der mündlichen Überlieferung. Dennoch gelten diese auch als De-Oraita (aus der Tora) und somit als mi-Sinai.

Wenn wir zu Schawuot das Jubiläum der Offenbarung feiern, dann nicht von einer minimalistischen Tora, die wir aus unserem Leben zu verdrängen versuchen, sondern feiern wir die gesamte Tora in allen ihren zahlreichen profunden Aspekten.
Seman Matan Tora sameach!

Der Autor ist Rabbiner des Lehrhauses Orchoth Chajim (orchothchajim.at), Gründungs- und aktives Mitglieds des Rabbinatsgerichts von Österreich, und wirkte während 17 Jahren als Gemeinde- und Oberrabbiner deutschsprachiger Gemeinden.

¹ Mordechai Breuer, *The Study of Bible and the Primacy of the Fear of Heaven: Compatibility or Contradiction*, in *Orthodox Forum*, New York, 1996



„MITEINANDER,
BEIEINANDER,
FÜREINANDER“

Eine Impfung und ihre Folgen

Seit über einem Jahr hält uns die Corona-Pandemie nun mit eisernem Griff gefangen. Bestimmt unseren Alltag, unser eingeschränktes Miteinander und unser Denken. Durchdringt die elementarsten Bereiche persönlicher Bewegungen und Handlungsfreiheit. Beschränkt, verhindert, hemmt, isoliert, engt ein, beeinträchtigt. Und nimmt uns so vieles von dem, was einstmals selbstverständlich erschien - nichts ist mehr so, wie es einmal war. Und doch mehreren sich inzwischen die Zeichen, die ein Abklingen der Pandemie möglich erscheinen lassen: Denn die Impfstoffe, die inzwischen zur Verfügung stehen, verheißen Hoffnung. Aber heißt das auch, dass die Gesellschaft zu „normalen“ Verhältnissen zurückkehren kann? Oder bringt die Impfung neue Herausforderungen mit sich?

NEUE HERAUSFORDERUNGEN

Nichts ist mehr so, wie es einmal war. Uns fehlt die Umarmung nahestehender Menschen, das Miteinander in traurigen, aber auch freudigen Momenten, das gemeinsame Essen in kleiner oder großer Runde, der Austausch bei einem Glas Wein, das Lächeln des Nächsten, welches sich nicht hinter einer Maske verliert, der harmonische (und manchmal auch nicht allzu harmonische) Gesang der Gemeinde beim gemeinsamen Gebet. Doch es geht auch viel profaner. Denn das Virus verhindert, dass wir in gewohnter Weise Restaurants besuchen, Bars,

Kinos, Theater, Museen, Sportvereine, Gesangsgruppen und vieles mehr. Mit anderen Worten: nichts ist mehr so, wie es einmal war.

Doch es gibt ein Licht am Ende des Tunnels. Und dieses Licht kommt dank des unglaublichen Fortschritts von Wissenschaft und Medizin und des Einsatzes von Milliarden staatlicher Fördermittel immer näher. In bahnbrechender Geschwindigkeit wurden weltweit Impfstoffe entwickelt, die nun mit unterschiedlichem Erfolg und unterschiedlicher Geschwindigkeit verimpft werden können. Doch selbst wenn die Impfstoffe in Zukunft eine Rückkehr zu einer wie auch immer gearteten, neuen Normalität versprechen, werfen sie gleichzeitig neue Fragen auf. Und sie bringen Herausforderungen mit sich, die das Zeug haben, den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Solidarität auf eine harte Probe zu stellen.

PRIVILEGIEN – EINE HARTE PROBE

Dabei geht es vor allem um die Frage, ob Menschen, die bereits gegen das Corona-Virus geimpft worden sind, bestimmte Privilegien erhalten sollen. Ob sie bestimmte Vorzüge genießen dürfen. Ob sie ein Stück von der Freiheit zurückerhalten sollten, das den Menschen, die aus welchen Gründen auch immer nicht geimpft worden sind, vorenthalten wird.

Und es geht um übergeordnete Fragen von Gleichbehandlung, Gerechtigkeit, Fairness und Solidarität.

Also: sollen Geimpfte nun Privilegien gegenüber Nichtgeimpf-



ten erhalten oder nicht? Sollen die einen wieder gemeinsam beten, singen, feiern können, während sich die anderen die Nasen an digitalen Bildschirmen plattdrücken? Sollen die einen wieder aus dem Vollen schöpfen, während den anderen nur Leere bleibt? Und wenn ja: ist ein solches Vorgehen legitim, gerecht, solidarisch? Und wenn nein: warum nicht? Müssen alle gleichbehandelt werden, auch wenn sich die Grundbedingungen nicht gleichen? Und müssen die einen um der anderen willen zurückstecken? Auch, wenn diese sich vielleicht niemals impfen lassen werden?

TEILZEITIMMUN – UND DANN?

Die Ausgangssituation ist heikel, das Problem außerordentlich komplex und eine Lösung, die

alle Seiten zufrieden stellt, praktisch unerreichbar. Was jedoch nicht heißt, dass man sich der Frage entziehen kann. Ganz im Gegenteil.

Wichtig ist allerdings, die unterschiedlichen Ausgangssituationen zunächst zu ordnen. Denn solange nicht klar ist, ob Geimpfte nicht nur sich selbst vor Ansteckung schützen, sondern auch für andere nicht mehr ansteckend sind, sprich das Virus nicht mehr übertragen können, sind Sonderrechte für Geimpfte insgesamt extrem problematisch.

Diese würden die Pandemie dann nämlich eher befeuern als eindämmen, da sich die Teilzeit-Immunen wahrscheinlich sorgloser und unbefangener bewegen würden. Und das ist ja nun genau das Gegenteil von dem, was erreicht werden soll.

UNGEIMPFT VERSUS WIRTSCHAFT

Gehen wir allerdings davon aus, dass eine Weitergabe des Virus durch Geimpfte nicht mehr möglich ist, dann wird die Frage nach Privilegien interessant. Wobei zwei Szenarien zu unterscheiden sind: Geht es um die Frage des Besuchs von Restaurants, Kinos, Fitnessstudios und ähnlichem, so ist die Antwort recht einfach. Denn in diesen Fällen ist eine der Parteien ein wie auch immer gearteter Unternehmer. Ein Geschäftsinhaber, Restaurantbesitzer, Kinobetreiber oder ähnliche Vertreter der Privatwirtschaft, der völlig frei darüber entscheiden können muss, mit wem er im Geschäftsverkehr interagiert.

Mit anderen Worten: in einem kapitalistischen System, in dem der Grundsatz der Vertragsfreiheit gilt, kann jeder selbst entscheiden, ob und

mit wem er einen Vertrag schließen will. Ein Restaurantbesitzer kann deshalb frei entscheiden, ob er einen bestimmten Kunden in sein Restaurant lässt und ihm Essen serviert oder ob er bestimmte Einschränkungen festlegt, durch die manch anderem dieses Vergnügen verwehrt bleibt. Und er muss auch darüber entscheiden können, lieber 100 Geimpfte unter „normalen“ Bedingungen zu bewirten, als 30 Ungeimpfte unter Einhaltung von Abständen etc. Denn das ist eine legitime wirtschaftliche, unternehmerische Entscheidung.

Das kann einem gefallen oder nicht. Man kann es unmoralisch finden oder auch nicht. Aber an dieser Stelle erübrigt sich die Diskussion, weil eine Einflussnahme des Staates, der Politik oder der Gesellschaft nicht vorgesehen ist.

Deshalb gibt es in diesen Fällen auch weder Pflicht noch Zwang zur Gleichbehandlung. Und das ist auch gut so! Denn es sollte nicht Aufgabe des Staates oder der Politik sein, hier regelnd einzugreifen.

UNGEIMPFT VERSUS KULTUR

Anders könnte es dagegen aussehen, wenn wir uns in Bereiche hineinbegeben, in denen der Staat und die Politik ein gewichtiges Wörtchen mitzureden haben. Wie sieht es also mit dem Besuch von Theatern, Museen, Schwimmbädern und öffentlichen Kultureinrichtungen aus?

In diesen Fällen haben Privilegien-Befürworter wie Gegner gute Argumente:

Die Gegner einer Sonderstellung für Geimpfte, zu denen der deutsche Ethikrat ebenso wie die Mehrheit der Politik gehört, führen etwa ins Feld, dass durch eine derartige Praxis ein Impfwang durch die Hintertür eingeführt werde. Die Menschen könnten in einem Umfeld, in dem viele sich ihr gewohntes Leben durch eine Impfung zurückerobert, nicht mehr frei entscheiden, sondern würden quasi von außen unter Druck gesetzt. Sie würden ihre Entscheidung dann auch nicht mehr aus einem rationalen Abwägungsprozess heraus treffen können, in den sie die medizinischen und wissenschaftlichen Erkenntnisse und die bisherigen Unwägbarkeiten einer Impfung mit einbeziehen, sondern sie würden aus der Sehnsucht nach Miteinander und gesellschaftlichen Aktivitäten getrieben.

ZWEIKLASSENGESELLSCHAFT DROHT

Möglicherweise berechtigte Ängste und Sorgen würden dann nicht mehr ausreichend berücksichtigt. Daneben würden Menschen einfach ungleich behandelt und man würde sich in eine Zweiklassengesellschaft verwandeln. Hier die Geimpften, die ihr wie

auch immer geartetes Leben und ihre Freiheiten bis zu einem gewissen Grad zurückbekommen. Dort die Ungeimpften, denen weder Teilhabe noch Teilnahme oder Freiheit zugestanden werden.

Eine solche Teilung könne sich eine solidarische Gesellschaft nicht erlauben. Denn das wäre letztlich das Ende der Solidarität.

GESUND ODER FREI?

Die Befürworter von Privilegien für Geimpfte wollen an dieser Stelle überhaupt keinen Impfwang erkennen. Von einem Impfwang könne man nur dann sprechen, wenn es eine staatlich verordnete Impfpflicht für Jedermann gebe. Aber nicht in dem Fall, in dem bestimmte Personen ihr Leben nicht in gleichem Maße genießen können wie andere.

Natürlich könne eine Art Drucksituation entstehen, aber diese gehe doch nicht von denjenigen aus, die Privilegien genießen, sondern von denjenigen, die diese auch gerne hätten, aber nicht bereit sind, die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Hier von Zwang oder der Einschränkung persönlicher Entscheidungsfreiheit zu sprechen, sei abwegig. Denn natürlich könne man bei Skepsis, Ängsten und Sorgen über eventuell auftretende Spätfolgen die freie Entscheidung treffen, sich nicht impfen zu lassen. Und diese Entscheidung kann auch von medizinischen oder wissenschaftlichen Erkenntnissen getragen sein. Man müsse dann eben nur mit den Konsequenzen leben. Sprich: jeder müsse für sich selbst abwägen, ob er bereit ist, gewisse Unwägbarkeiten und mögliche gesundheitliche Spätfolgen, über die es bisher keine ausreichenden Erkenntnisse gibt, in Kauf zu nehmen, um Freiheiten und ein auch nur ansatzweise normales Leben zurückzugewinnen.

GLEICHBEHANDLUNGSPFLICHT UND DER STAAT

Das habe auch weder etwas mit der Gleichbehandlungspflicht des Staates gegenüber seinen Bürgern noch mit einem Mangel an Solidarität oder einer Zweiklassengesellschaft zu tun.

Denn der Staat behandle Menschen in unterschiedlichen Zusammenhängen und bei unterschiedlichen Ausgangsbedingungen regelmäßig unterschiedlich. Hier würden Wertentscheidungen getroffen, durch die manchen Menschen etwas versagt wird, was anderen gestattet wird. Bestimmte Rechte - etwa das Wahlrecht - haben in Deutschland zum Beispiel nur Deutsche. Möchte ich es erwerben, muss ich Deutscher werden. Andernfalls kann ich nicht verlangen, dass auch alle Deutschen nicht wählen gehen sollen.

Autofahren dürfen nur diejenigen, die sich durch einen Führerschein dafür qualifiziert haben. Denn diese haben gezeigt, dass sie fähig und in der Lage sind ein KFZ zu führen und damit nicht zu einer unkalkulierbaren Gefahr für sich und andere Verkehrsteilnehmer werden. Wenn ich nun - aus welchen Gründen auch immer - Angst habe, ein Auto zu fahren oder die Risiken für zu hoch erachte, dann bleibt es mir überlassen, auf das Autofahren zu verzichten. Nicht erwarten kann ich in diesem Fall allerdings, dass auch alle anderen Verkehrsteilnehmer auf die Benutzung von Autos verzichten, um mich nicht zu benachteiligen.

KEIN MANGEL AN SOLIDARITÄT

Ungleichbehandlung ist nur dann unzulässig, wenn es keine Rechtfertigung und keine legitimen Gründe dafür gibt. Dies sei hier allerdings nicht der Fall. Denn der Grund, warum manche Menschen mehr Freiheiten bekämen als andere, sei ja nun, dass von ihnen keine Gefahr für sich selbst und für andere Menschen

mehr ausgehe. An dieser Stelle mangelnde Solidarität anzuführen, ist ebenso fehl am Platz. Denn solange jeder Mensch eine freie und höchstpersönliche Entscheidung darüber treffen kann, ob er sich mit allen positiven wie negativen Konsequenzen impfen lässt oder eben nicht, kann doch denjenigen, die sich impfen lassen und dann die Vorteile genießen, kein Vorwurf gemacht werden. Erwarten diejenigen, die sich nicht impfen lassen wollen denn tatsächlich, dass sie die negativen Auswirkungen ihrer Entscheidung, nämlich weniger Freiheit, für alle verbindlich machen können? Mit welchem Recht sollte das geschehen?

Und was, wenn es bei den Impfgegnern nicht nur um vorübergehende Zurückhaltung oder Skepsis geht, sondern um eine prinzipielle Abneigung gegen das Impfen? Was also, wenn sie sich niemals impfen lassen werden? Sollten sie damit allen anderen ein Leben mit Einschränkungen und Beschränkungen bis in alle Ewigkeit aufzwingen können? Das kann nicht sein! Apropos Solidarität: Wie wäre es, wenn unsere Solidarität nun vor allem denen gilt, die es bisher am härtesten getroffen hat? Oder die bisher das höchste Risiko trugen? Oder die unsere Grundversorgung sicherstellen? Also Alte, vorerkrankte und oft vereinsamte Menschen, Polizisten, Pflegekräfte, Ärzte, Verkäufer, Kindergärtner, Lehrer und viele mehr. Sie sind es, die prioritär geimpft werden und sie sind es, denen wir zurückgewonnene Freiheiten von Herzen gönnen sollten! Das nämlich wäre wahre Solidarität!

NORMALITÄT UND BEDÜRFNIS NACH GEMEINSCHAFT

Und zum Schluss: Wie soll eine auch nur annähernde Gleichbehandlung in der Praxis aussehen? Wann würden

die Menschen ihr Leben und ihre Freiheiten zurückbekommen? Wenn alle geimpft sind? Das wird nie passieren. Schon deswegen nicht, weil manche Menschen nicht geimpft werden dürfen. Oder wenn 80 % geimpft sind? Oder 70 %? Wo wird der Schwellenwert überschritten? Und wie soll er festgelegt werden?

Es wird keine allumfassende Gleichbehandlung geben können. Ebenso wenig wie einen eindeutig definierbaren Moment, an dem die Normalität für alle Einzug halten kann. Weswegen es allein aus pragmatischen Gründen sinnvoller wäre, den Menschen sukzessive das zuzugestehen, wonach sie sich so sehr sehnen, selbst wenn das heißt, dass manche früher und manche erst später an der Reihe sind.

Für uns Juden, vor allem für diejenigen die Verantwortung für Synagogen, Gemeinden und Mitglieder tragen, verkompliziert sich die Sache allerdings noch weiter.

Denn wie werden wir die Fragen in unseren Verantwortungsbereichen beantworten?

Schließlich geht es um mehr, als um Freizeitvergnügen und Zerstreuung. Es geht um elementare Bedürfnisse von Menschen nach Gemeinschaft, Zugehörigkeit und Spiritualität. Es geht um gemeinsame Freude und geteiltes Leid. Und es geht gerade und vor allem auch um diejenigen, die vom Leben nicht nur belohnt worden sind.

MITEINANDER, BEIEINANDER, FÜREINANDER

Dabei wünschen wir uns ein Gemeindeleben, das wieder in geordnete Bahnen abläuft.

Miteinander, beieinander und füreinander. Mit der Gemeinde in Gemeinschaft. Dieser Wunsch könnte Wirklichkeit werden, wenn nur diejenigen zu Gottesdiensten, Feiern oder sonstigen Aktivitäten zugelassen werden, die geimpft sind. Denn auf diese Weise bekommen wir das zurück, wonach wir uns so sehr sehnen!

Aber was ist dann mit den anderen? Kann die jüdische Gemeinschaft es sich erlauben, bestimmte Mitglieder auszuschließen, weil diese sich nicht impfen lassen wollen? Und was ist mit denen, die sich nicht impfen lassen dürfen? Die also per se schon unter bestimmten Einschränkungen leiden? Sollen diese vom Gemeindeleben ausgeschlossen werden? Was bedeutet dann noch der Begriff „Gemeinde“. Was bedeutet dann noch Gemeinschaft?

Der amerikanische Schriftsteller Henry Mencken hat einst geschrieben: „Für jedes komplexe Problem gibt es eine Antwort, die einfach, verständlich und falsch ist.“

Und so werden auch wir nicht erwarten können, eine einfache, verständliche und gleichzeitig richtige Antwort zu bekommen. Denn die gibt es nicht. Was es aber gibt, ist die Möglichkeit, die anstehenden Entscheidungen mit Herz und Verstand zu treffen. Unter sorgfältiger Abwägung aller Argumente und unter Berücksichtigung der Auswirkungen. Und dann werden wir – mit Gottes Hilfe – diejenigen Entscheidungen treffen, die einer einfachen, verständlichen und richtigen Antwort zum Wohle unserer Gemeinden und Gemeinschaften am nächsten kommt. Das ist jedenfalls zu hoffen.



„Wir werden dort in 20 Jahren stehen, wo wir uns selbst hinführen werden“

Das Gemeindemagazin des BtJ im Gespräch mit Rabbiner Avichai Apel, Gemeinderabbiner in Frankfurt a.M. und Vorstandsmitglied der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschland (ORD)

Herr Rabbiner, vielen Dank für Ihre Zeit! Wir befinden uns ja im großen Jubiläumsjahr - 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – und Sie haben ca. 20 Jahre davon überblicken können. Sie hatten zunächst eine Perspektive von außen als Schaliach und sind nun seit Jahren mitten drin. Was hat sich denn in diesen 20 Jahren in den jüdischen Gemeinden, im jüdischen Deutschland verändert?

Wow, vieles! Erstmal, ich denke, die Leute sind angekommen. Vor 20 Jahren gab es noch viele Menschen, bei denen man sagen konnte, sie suchen noch nach Orientierung, brauchen Hilfe, sie wissen nicht wohin. Das hat sich geändert. Das heißt, ich denke, dass die meisten nicht nur angekommen sind, sondern haben auch eine eigene Existenz aufgebaut. Sie stehen auf eigenen Beinen und wissen, was sie von sich selbst erwarten und haben sich auch in die Gesellschaft und in die Gemeinde integriert. Damit ist sowohl etwas Freudiges, als auch etwas Trauriges verbunden. Das Freudige ist, dass manche so gut in den Gemeinden angekommen sind, dass sie wirklich, B“H,

aktiv im Gemeindeleben geworden sind. Sie haben ein religiöses oder je nach dem ein traditionelles Selbstverständnis entwickelt und haben eine zweite Generation hier geboren, und bringen dieser Generation genau dieselben Werte bei und verstärken die Existenz von den Gemeinden durch die neue Generation. Gleichzeitig muss man sagen, dass wir viele Menschen so zu sagen verloren haben. D.h., manche waren nicht angesprochen worden oder fühlten sich nicht angesprochen. Die Gemeinden haben es bei manchen nicht geschafft, oder manche wollten es selbst nicht, weil sie sich so in die deutsche Gesellschaft integriert haben, dass sie kein Interesse an

Rabbiner Avichai Apel ist seit 2016 Rabbiner der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main, als er von Dortmund dem Ruf nach Frankfurt folgte. Der siebenfache Vater wurde 1975 in Jerusalem geboren. Er lernte an den Jeschiwot in Kdumim Jerusalem und Efrat. Nach seinem Dienst in der israelischen Armee erhielt er seine Smicha (Rabbinerdiplom) und ging als Schaliach (Gesandter) der Jewish Agency für drei Jahre nach Russland. Von 2001 bis 2004 leitete er die Lehawa Gruppe der ZWST und war von 2004 bis 2016 Gemeinderabbiner der Jüdischen Kultusgemeinde Groß-Dortmund. Rabbiner Apel ist außerdem stellvertretender Vorsitzender des Ständigen Komitees des Council of European Rabbis, Gründer und Vorstandsmitglied der Union Zionist Rabbis in Europe sowie Vorstandsmitglied des Chulia Fond. Mit dem Gemeindemagazin des BtJ sprach er im Zuge des Festjahres zu »1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland« über die aktuellen Entwicklungen, die Herausforderungen und die Perspektiven des jüdischen Lebens in Deutschland sowie darüber, wie wichtig das ist, unsere jüdische Identität in der modernen Gesellschaft leben zu können. Das Gespräch führte Katia Novominski.



jüdischen Gemeinden gezeigt haben. Und so manche sind uns einfach weggelaufen und stehen als eigenständige Menschen in der Gesellschaft da, haben keinen Bezug zu ihrer jüdischen Identität und man sieht sie leider nur, wenn man es so sagen kann, am Friedhof. Aber so ist es. Man sieht sich manchmal schon – vielleicht, wenn auch sehr selten in der Synagoge. Vielleicht mal im koscheren Laden. Aber sicher ist die einzige Stelle, wo man solchen Menschen begegnet. Und das ist, wenn sie zur Beerdigung zu Verwandten oder Freunden kommen, und das ist sehr traurig. Es ist sehr traurig, es ist aber auch sehr natürlich, sehr normal. Man kann nicht erwarten, dass alle gleich so aktiv für die Gemeinden, für die Gemeinschaft sein werden. Das ist etwas, was, so denke ich, vor 20 Jahren wahrscheinlich genauso war. Aber die Tendenz war noch offen und es war noch oft möglich, solche Menschen irgendwie mitzunehmen. Und heute sind diese Menschen einfach schon so gut integriert, so gut dabei, dass sie so gut wie „vorbei“, also kaum für uns erreichbar, sind. Ob sie zurückkommen oder nicht, ist die Frage von unseren Bemühungen und unserem Schaffen.

Gibt es denn überhaupt eine Möglichkeit, an sie heran zu kommen, außer Flyer am Friedhof zu verteilen? Wenn sie nun wirklich „weg“ sind, wie können wir sie dann überhaupt erreichen? Haben wir als Gemeinden eine Chance?

••

Die Gemeinden haben es bei manchen nicht geschafft, oder manche wollten es selbst nicht, weil sie sich so in die deutsche Gesellschaft integriert haben, dass sie kein Interesse an jüdischen Gemeinden gezeigt haben.

••

Ich denke schon. Es ist eine Frage der Professionalität. Gute Angebote werden auch gut aufgenommen. Man darf nicht vergessen, dass auch diejenigen, die von unseren Augen weggegangen sind, noch jüdische Freunde und Verwandte haben oder durch ihre nicht-jüdischen Freunde und Verwandte daran erinnert werden, dass sie jüdisch sind. Und das nicht nur im negativen Sinne durch Antisemitismus, aber auch dieser gehört

dazu. Auch positiv, dadurch, dass man in einer Gesellschaft lebt, die etwas vom jüdischen Leben mitbekommt, dass man angesprochen, gefragt wird, und dann kann es passieren, dass man durch nicht-jüdische Freunde noch an seine Gemeinde kommt. Wie aktiv? Leider nicht ganz, aber dennoch gibt es Verbindungen, Berührungen, und das ist schon wichtig.

Das hieße aber, dass die Gemeinden entsprechende Angebote haben sollten, die für diese Leute attraktiv sind.

Auf jeden Fall! Allerdings darf man nicht vergessen, dass wir gerade von zwei Ecken, zwei Extremen gesprochen haben. Es ist schwer sie prozentual zu messen, aber auf jeden Fall sind es zwei Extreme. Die Mitte, das breite Publikum, ist doch noch dabei, ist aber auch gesellschaftlich in Deutschland integriert. Nicht in die Gesellschaft integriert, im Sinne von engagiert „für“ die Gesellschaft, aber im Sinne, dass sie ein Teil der deutschen Gesellschaft geworden ist. Diese Menschen sind interessiert, sie wissen, es gibt die Feiertage, sie wissen, es gibt die Religionsschule und weite-

re Angebote. Aber diese sind nicht ein Teil ihres Lebens. So ein Mensch freut sich, so zu sagen, über seine intime Stelle von außen als Beobachter und nicht als Teilnehmer.

Wir sind gespannt, wie es sich weiterentwickelt.

Die Entwicklung hängt letztendlich an uns. Man muss sagen, dass man diese, sagen wir, 80 Prozent von Menschen, die dort zwischen den beiden Ecken stehen, ansprechen kann. Sie sind schon erreichbar. Sie sind Menschen, die die Gemeindezeitungen bekommen oder, wenn Angebote vom Gemeindetag, BtJ oder den Gemeinden kommen, dann wissen sie auch davon, sie hören davon. Ob sie dadurch gelockert werden oder nicht, das ist eine andere Frage, aber sie wissen davon. Das heißt also, dass je besser unser Angebot ist, desto näher kommt es an die Menschen. Und „gut“ heißt nicht ein 5-Sterne Hotel. „Gut“ ist für viele Menschen vor allem eine inhaltliche Frage. Das heißt, es interessiert mich, es spricht mich an, das sind Probleme, die mich interessieren und daher möchte ich gerne teilnehmen. Ob ich dann regelmäßig oder einmal zu einem Studentenseminar komme, ist eine andere Frage. Aber ich komme und ich weiß davon und ich höre davon. Und wenn ich das ablehne und ich komme nicht, dann weiß ich, warum ich nicht komme. Und nicht deswegen, weil mich das Judentum nicht interessiert. Sondern nur diesmal nicht, ein anderes Mal vielleicht ja. Diese breite Mitte, diese Menschen fahren auch nach Israel, und das muss man wissen. Die Leute haben mehr Möglichkeiten, finanziell gesehen, und haben sich eine gewisse Basis aufgebaut. Sie brauchen die Gemeinden, sie brauchen die Sozialabteilung, sie brauchen die Jugendarbeit, sie brauchen ganz vieles, aber sie

können auch unabhängig sein und für sich entscheiden, ob sie ihre Bedürfnisse durch diese Systeme oder mit eigenen Mitteln decken, oder ob sie es durch andere Organisationen bekommen werden.

Stichwort Organisation. In den letzten 20 Jahren sind viele neue jüdischen Organisationen entstanden. Die Studenten sind zum Beispiel aktiver geworden, die Palette an Angeboten ist breiter geworden, zumindest, was die Organisationen angeht. Inwiefern trägt es dazu bei, dass wir mehr Leute erreichen oder ist es andersrum - man fischt quasi im selben Teich und verteilt dann die vorhandenen Menschen auf die mehr oder minder ähnlichen bestehenden Angebote. Wie sehen Sie das?

••

Die Entwicklung hängt letztendlich an uns. Man muss sagen, dass man diese, sagen wir, 80 Prozent von Menschen, die dort zwischen den beiden Ecken stehen, ansprechen kann.

••

Ich denke schon, dass nicht alle, aber manche es geschafft haben, auch an ein neues Publikum zu kommen. Wenn ich die Gemeinden vor 20 Jahren sehe, dann hatte jede Gemeinde einen Chor und jede Gemeinde ein Musikangebot, und so weiter und so fort. Heute hat nicht jede Gemeinde so etwas, aber es gibt andere Angebote, die nicht weniger kreativ sind und das erreicht auch die Menschen. Vor 20 Jahren hat vielleicht ein Chor gereicht, um zufrieden zu sein. Heute muss man auch andere Sachen haben. Große Gemeinden sind oft in einer anderen Situation - es gibt sehr reiche Kulturabteilungen mit vielen

Angeboten und da kommt man an Menschen heran, die nicht nur an einem Chor teilnehmen möchten. Aber nicht nur die großen haben es drauf. Es gibt genug Gemeinden, die kreativ sind, sie denken über den normalen Rahmen hinaus und schaffen es dadurch, an die Menschen heran zu kommen und Menschen zu erreichen.

Wenn wir uns die demografischen Strukturen anschauen, dann sind sie nicht optimistisch. Woran hapert es? Was ist das Problem, dass wir so schlecht mittlere Altersgruppe und oft auch die Kinder und die Jugendlichen nicht so gut erreichen. Was ist heute notwendig, um besser an diese Menschen heran zu kommen? Hätten Sie eine Patentlösung, dann wäre heute sicher ganz Deutschland in der Gemeinde. Aber vielleicht haben Sie Ansätze oder Ideen?

Ich möchte niemanden damit beruhigen, aber mit einer Sache kann man sich beruhigen. Und zwar mit der, dass das normal ist. Die Menschen kämpfen im Leben um ihre Existenz. Sie bauen ihr Geschäft, ihr Berufsleben, ihr familiäres Leben in dieser Altersstufe auf. Nicht jeder nimmt sich die Zeit, um gerade an unseren Aktivitäten teilzunehmen. Aber! Wir sind nicht frei von Verantwortung und es gibt hier mehrere Sachen zu beachten. Das eine ist, persönlich bleiben! Das heißt, nicht nur Flyer schicken, sondern mindestens ein bisschen persönlich bleiben. Das heißt, den Menschen das Gefühl geben, dass er gewollt, dass er erwartet ist, dass wir nach ihm gesucht haben, dass er uns wichtig ist. Wenn man kommt und die erste Frage ist, „Hast du Steuern bezahlt?“, dann wird man weggehen. Dann denkt man: „Warte, ich bin jetzt gekommen, um den Kontakt wiederaufzubauen und ich

suche den neuen Kontakt und die erste Frage ist, ob ich Steuern bezahlt habe? Vielleicht ja, vielleicht nicht.“ Aber nicht damit beginnt ein Kontakt. Der Kontakt soll erst mit positiven Sachen, mit wunderbaren Sachen sein, die wir haben. Die wir ohnehin anbieten. Und danach vielleicht ja, gut dann schauen wir weiter. Du profitierst von der Gemeinde? Dann kannst du auch diesen Teil unterstützen und da erwarten wir, dass du ein Mitglied der Gemeinde sein wirst, deine Steuern bezahlst. Dann ist es ok. Man darf nämlich nicht vergessen, dass die Austritte aus den Gemeinden prozentual gesehen nicht klein sind. Ich möchte keine Zahlen nennen, denn dahinter stehen Gemeinden und Menschen, aber das ist etwas, was man weiß. Und das ist mehr, als man denkt. Es ist sehr traurig. Aber wie bekämpft man es? Wieder - erstmal ein bisschen persönlich sein. Damit meine ich nicht, dass man jeden Menschen selbst zu Hause besuchen muss. Diese Erwartung wäre zu hoch. Aber wenn der Mensch schon gekommen ist, dann ihm das Gefühl geben, dass er gewollt ist und dass man für ihn da ist. Und das ist etwas, was für alle Altersgruppen gilt. Zweitens ist, wie gesagt, die Aktivitäten und die Frage, was man anbietet und wie man die Menschen lockert. Sei es durch Konzerte oder durch G'ttesdienste. Es gibt so eine negative Meinung, dass viele denken, dass die Synagogen nur etwas für Hohe Feiertage sind und fertig. Das stimmt nicht. Viele Menschen sind angesprochen und möchten auch in diesem Bereich angesprochen werden. Sie suchen nach religiösen Inhalten. Auch wenn man sie nur an den Beerdigungen trifft, man sieht, wie sie ein Interesse an den Beerdigungen haben, um doch mal zu hören, um es doch mal von der jüdischen Seite zu hören. Sonst bekommen sie diese Inhalte in der Presse von anderen Religionen mit und nun gibt es plötzlich

eine Möglichkeit, es von dem eigenen Rabbiner, von der eigenen Gemeinde zu hören. Eine Möglichkeit zu erfahren, wie schön es eigentlich ist. Das sind Momente, wo ich denke, das könnte vielen Menschen Gutes zeigen und etwas Gutes bringen.

••

Die Zukunft. Nicht noch mehr Menschen zu verlieren und sich am Leben zu halten.

••

Das hieße aber, wir bräuchten Professionals, die mit den Menschen kommunizieren, die das können. Große Gemeinden haben da viel mehr Möglichkeiten als z.B. kleine.

Ich denke, dass jeder Mensch in seiner Gemeinde etwas bewirken kann. Es stimmt nicht, dass große Gemeinden erfolgreicher sind als kleine Gemeinden. Ich sehe es oft umgekehrt. Man sieht kleine Gemeinden, die prozentual gesehen viel mehr Menschen erreichen als große Gemeinden. Natürlich haben große Gemeinden mehr Möglichkeiten, große Angebote anzubieten, auch starke jüdischen Schulen, zum Beispiel. Aber die kleinen Gemeinden haben dafür mehr Möglichkeiten, persönlich zu sein, und das ist unheimlich wichtig. Auch die großen Gemeinden könnten persönlich sein, aber oft tun sie etwas anders und das ist je nach Gemeinde unterschiedlich, ohne jetzt allzu kritisch zu werden.

Was sind denn heute, abgesehen von dieser demografischen Geschichte, die wir schon besprochen haben, größte Herausforderungen für die jüdischen Gemeinden in Deutschland?

Die Zukunft. Nicht noch mehr Men-

schen zu verlieren und sich am Leben zu halten. Ich bin kein böser Prophet, aber ich denke, dass man in der Vergangenheit sich sicher war, dass man durch die Zuwanderung die Zahlen erweitert hat und dass die Gemeinden jetzt 100 Jahre davon leben können werden. Und jetzt merkt man langsam oder man ist konfrontiert mit der Situation, dass es dem nicht ganz so ist. Man sieht, dass die Zuwanderer die Gemeinden beleben oder zumindest am Leben halten konnten, und insgesamt wären wir ohne Zuwanderung nicht hier und viele Gemeinden wären schon zu. Aber man sieht auch, dass viele Gemeinden, die vor 10 Jahren viel stärker waren, sich langsam damit auseinandersetzen müssen, dass, wenn sie nicht gut sind und nicht genug gute Angebote machen, dann sind sie langsam vielleicht nicht sofort am Sterben, aber sie müssen kämpfen.

Wir haben über die letzten 20 Jahre gesprochen. Jetzt muss eine typische Frage kommen: Wo werden wir als jüdische Gemeinde/Gemeinschaft in Deutschland, je nachdem, wie weit man es fassen möchte, in 20 Jahren stehen. Was ist Ihre Antwort als Gemeinderabbiner und Vorsitzender der ORD?

Wir werden dort in 20 Jahren stehen, wo wir uns selbst hinführen werden. Das ist die Antwort. Werden wir einschlafen und denken, wir sind erfolgreich, und denken, dass alles bei uns gut ist, dann werden wir uns in einer sehr schlechten Situation vorfinden. Werden wir aber in diesen 20 Jahren für unsere Zukunft kämpfen, dann werden wir Beizrat HaShem etwas Wunderbares und etwas ganz Gutes hier im Land haben.

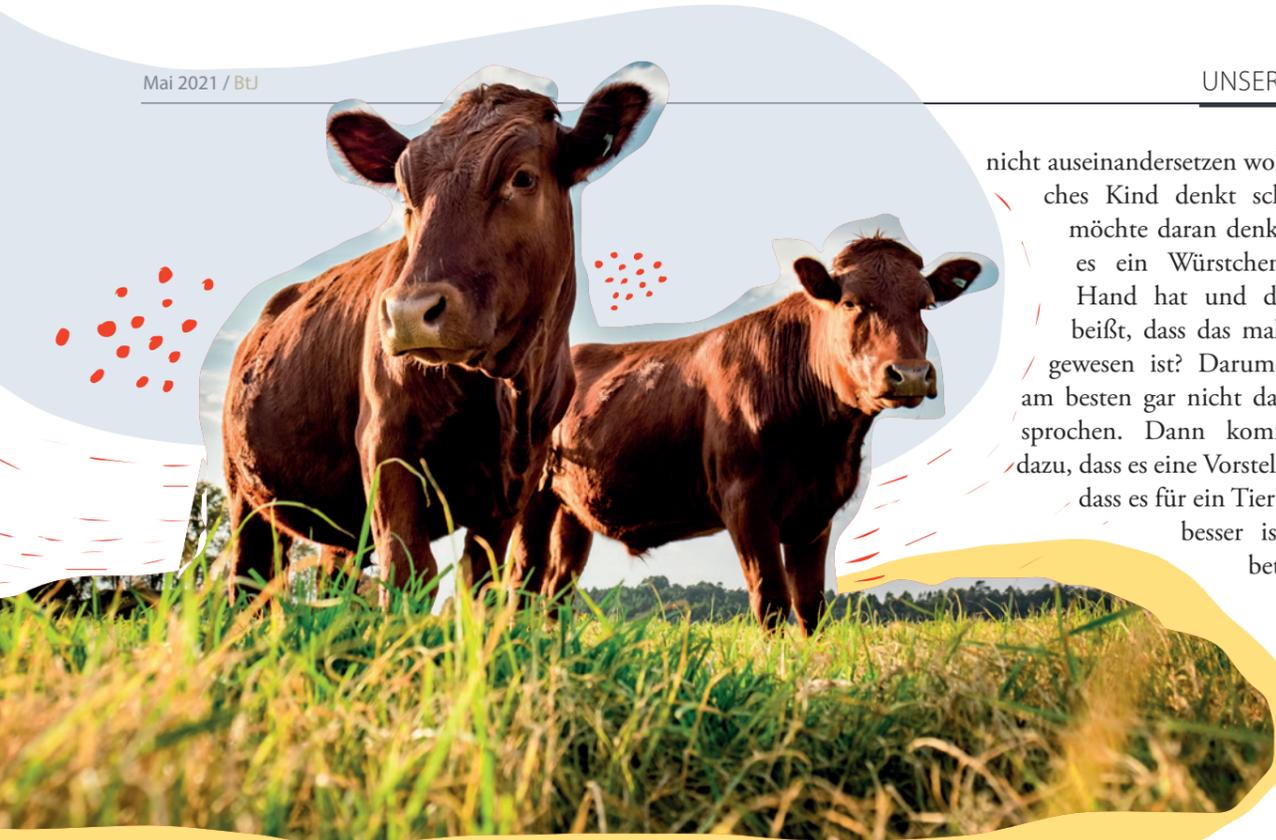
Vielen Dank! Einen besseren Schlusssatz hätten wir nicht haben können.



Gesamtkunstwerk Fleisch

Zu einer der Besonderheiten der Kaschrut gehört der Verzehr von Tieren, die nach dem jüdischen Gesetz erlaubt sind. Diese Erlaubnis kam in die Esstradition der Menschheit erst nach der Sintflut – seitdem bestimmt das koschere, geschächtete Fleisch den Speiseplan der jüdischen Feiertage und Feste mit. Über die Bedeutung und Besonderheit dieser Tradition erzählt im Gespräch mit dem Gemeindemagazin des BTJ Michael Grünberg, Vorsitzender des BTJ. Das Gespräch führte Katia Novominski.





nicht auseinandersetzen wollen. Welches Kind denkt schon oder möchte daran denken, wenn es ein Würstchen in der Hand hat und davon abbeißt, dass das mal ein Tier gewesen ist? Darum wird da am besten gar nicht darüber gesprochen. Dann kommt noch dazu, dass es eine Vorstellung gibt, dass es für ein Tier natürlich besser ist, vorher betäubt und erst danach ge-

tötet zu werden.

Lieber Michael, danke für die Zeit, die du dir genommen hast! Unser Thema heute ist das Fleisch, und wir haben bei diversen Veranstaltungen und Gesprächen mitbekommen, wie gut du dich mit Fleisch im weitesten Sinne, mit der Branche, mit allen Arten von Fleisch, Zubereitung etc. auskennst. Deshalb wollen wir wissen, wie es dazu kommt. Weshalb kennst du dich so richtig gut aus?

Im Alter von 5 Jahren stand für mich schon fest, dass ich das elterliche Geschäft übernehmen möchte. Ich komme aus einer Viehhandelsfamilie. Habe von meinem Vater das Viehhandelsgeschäft dann tatsächlich übernommen und in der 4. Generation weitergeführt. Daneben habe ich nicht nur den Viehhandel betrieben, sondern auch nach dem Abitur eine Volontariatszeit als Fleischhandelskaufmann absolviert, um zu sehen, wie das Fleisch weiterbearbeitet wird, um auf dem Ladentisch verkauft zu werden. Daher kommen meine Kenntnisse. Fleisch hat mich natür-

lich immer beruflich begleitet. Aber es liegt natürlich auch daran, dass ich selber gerne esse, selber gerne koche. Alles zusammen hat dazu geführt, dass man sich irgendwann gut mit der Materie auskennt.

In diesem Zusammenhang kommt die nächste Frage, da du dich ja so wirklich auf allen Ebenen so gut auskennst. Wir kommen nicht an der Frage der Kaschrut vorbei. Immer wieder ein großer Diskussionspunkt in Europa: Schächten, ja oder nein. Aus unserer Perspektive ist es die beste Methode, um Fleisch zu erhalten, aber sie wird oft von verschiedenen Richtungen und Parteien verteufelt. Man weiß nun nicht, was man jetzt glauben soll.

Wir haben grundsätzlich ein Gebot aus der Tora, wie wir ein Tier töten müssen. Ein Problem gibt es dabei tatsächlich. Nämlich, bevor du Fleisch konsumieren kannst, musst du ein Tier töten. Das ist ein Thema über das niemand gerne spricht, mit dem sich die Menschen grundsätzlich

Dann, meint man, wird es das Tier nicht merken. Das ist leider die Unkenntnis der Leute. Denn wir wissen aus unserer Lehre, wir dürfen dem Tier keinen unnötigen Schmerz und keinen Schaden zufügen. So ist letztendlich tatsächlich das Schächten entstanden. Fachleute, die sich damit auseinandersetzen, wissen, dass das Schächten, immer vorausgesetzt, dass es wirklich so gemacht wird, wie es uns vorgeschrieben ist, die humanste Methode ist, ein Tier vom Leben zum Tod zu befördern. Das liegt unter anderem an dem Werkzeug. Jeder, der schon mal so ein Schächtmesser in der Hand gehabt hat, weiß, wie es aussieht. Man soll nie versuchen mit dem Daumen dran zu gehen, was man sonst in der Küche macht um zu prüfen, ob das Messer auch scharf ist. Würde man es mit einem Schächtmesser machen, würde man direkt auf dem Knochen landen. So scharf ist es. Man kann Haare damit spalten. Das sind alles Dinge, die man am Rand wissen muss. Dann zum Thema Schächtschnitt. Ist dieser richtig ausgeführt, dann bedeutet es,

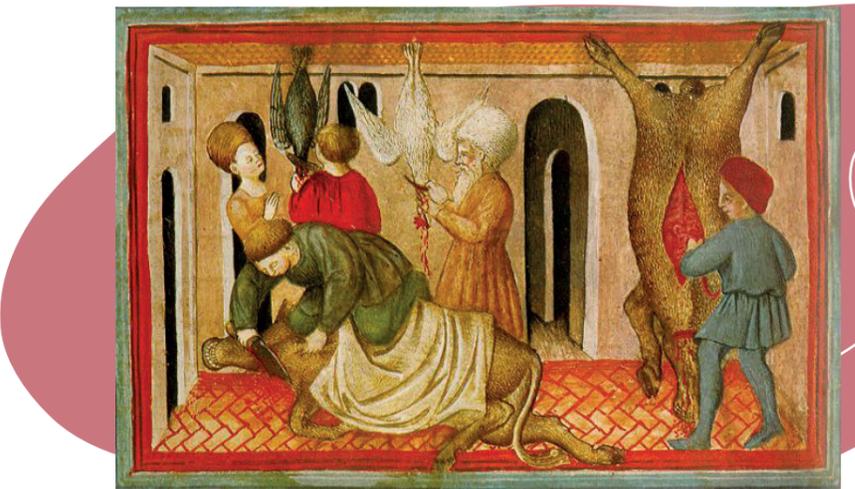
dass die Blutzufuhr zum Gehirn mit dem Einschnitt in weniger als 1,5 Sekunden unterbrochen wird. Das heißt, dass es ab diesem Moment keinen Schmerz mehr gibt. Das ist jetzt keine grundlose Behauptung. Es gibt eine ganze Reihe an hochinteressanten Studien, die Dr. Stuart Rosen in UK durchgeführt hat. Bei seinen Studien wurden die Schmerzen genau gemessen und erforscht. Es wurden sehr viele falsche Behauptungen widerlegt und schließlich wurde gemessen, dass die Tiere tatsächlich keinen Schmerz mehr spüren.

Wichtig ist, dass die Schmerzen bzw. Schmerzempfindungen nichts mit Nerven bzw. reflektorischen Reaktionen zu tun haben. Das verwechseln die Leute oft. Typisches Beispiel wäre: Wenn man ein Huhn schlachtet und man schneidet ihm einfach den Kopf ab und lässt es los, dann läuft es in manchen Fällen. Aber das sind keine echten Bewegungen, das sind Restreflexe in den Muskeln. Die Bewegung der Gliedmaßen beim Huhn nach dem Schlachten ist kein Leben mehr.

Zurück zum Schächten, richtig gemacht, werden sofort die Luft- und Speiseröhre getrennt, das heißt, das Tier spürt keine Schmerzen. Dann kommt noch dazu, dass wir wissen, dass bei uns, das Tier, das geschlachtet wird, das andere Tier, was davor geschlachtet wurde, nicht sehen darf. Das sind so alles Kleinigkeiten, die viele gar nicht wissen, gar nicht kennen. Diese sind aber auch einfach schwer zu erklären, dadurch ist es so verpönt. In vielen Ländern ist es verboten, ein Tier, einen Wiederkäuer ohne Betäubung zu töten. Macht auch ein Stück weit Sinn, würde ich sagen, es ist nicht so, dass es völlig unsinnig ist. Aber, wie gesagt, unsere Methode ist tatsächlich die richtige.

Viele Vorurteile und viel Unkenntnis zum Thema Schächten kommen

noch dadurch zu Stande, dass in manchen Kreisen und in manchen Ländern leider viel verkehrt gemacht wird. Es wird in den Hinterhöfen ohne richtige Geräte geschlachtet. Den Tieren wird die Kehle durchgeschnitten und man sieht manchmal, dass sie dann langsam ausbluten, bei vollem Bewusstsein. Das ist natürlich ein Übel. So etwas kann bei uns gar nicht passieren und darf generell nirgendwo passieren. Aber daher kommt die Tatsache, dass das Schächten in so vielen Ländern verboten ist. Hier in Deutschland haben wir insofern noch Glück, dass es hier tatsächlich für religiöse Zwecke erlaubt ist, Tiere rituell zu schlachten. Jetzt ist es in Deutschland leider so, dass es kaum gemacht wird, weil es leider so wenig Leute gibt, die den Bedarf haben, koscheres Fleisch zu konsumieren.



Wo wird in Deutschland überhaupt geschächtet? In den koscheren Ländern sieht man nur Fleisch aus dem Ausland.

M: Ich kenne im Moment keine Stelle, wo es gemacht wird. Es gibt in Süddeutschland einen Ort, wo Geflügel geschlachtet wird. Das könnte man allerdings theoretisch auch selber zu Hause machen. Es wäre sogar auch erlaubt, weil herkömmliches Geflügel grundsätzlich auch so ge-

schlachtet wird. Ich meine, das hört sich jetzt schrecklich an, aber wenn ich es mal erklären darf... In einem normalen Geflügelschlachthof, in dem das Geflügel geschlachtet wird, da werden die Hähnchen an das Schlachtband gehängt - bei vollem Bewusstsein, ganz lebendig, eins nach dem anderen. Dann kommt der Elektroschock und dann kommt die Klingel, die den Kopf abtrennt. Das ist bei uns nicht so. Bei uns wird das Hähnchen in die Hand genommen und von zwei Leuten gehalten. Der Schochet schlachtet das Hühnchen und dann wird es aufgehängt und danach weggeschoben, erst dann kommt das nächste dran. Wenn man sich das anschaut, wie das gemacht wird, dann ist es nicht schön, aber besser ist es auf jeden Fall. Am Ende ist es eben so: Es ist schwer zu kommunizieren, es ist schwer, dies den

Menschen verständlich zu machen, und deswegen wird auch so wenig darüber geredet. Und wenn, dann ehrlich gesagt, immer von den Leuten, die es nicht richtig verstehen, sondern die nur sagen, es sei nicht human, ein Tier ohne Betäubung zu töten.

Danke, deine Erklärung wird auch in unseren Gemeinden für mehr Klarheit sorgen. Man kennt sich eben nicht aus. Und so haben wir

nun einen besseren Einblick.

Ich finde, dass man in diesem Zusammenhang immer mit erwähnen sollte, dass man den größten Respekt vor dem Tier hat. Überhaupt, wenn man Fleisch isst, wenn man Fleisch konsumiert, dann sollte man das wirklich als etwas Besonderes ansehen. Wir wissen, wir dürfen das. Wir sollen auch Fleisch essen, aber wir sollen es nur am Schabbat tun. Das muss man sich auch mal überlegen. Uns sind viele große Rabbiner bekannt, die tatsächlich nur am Schabbat Fleisch essen. Sie sind eher Vegetarier, essen also vegetarisch und Fisch, aber eben kein Fleisch unter der Woche. Nur am Yom tov und Schabbat wird dann Fleisch gegessen, weil es dort eben vorgeschrieben ist. Es steht explizit geschrieben, dass wir Fleisch an diesen Tagen essen sollen, aber ansonsten möglichst darauf verzichten müssen. Ich denke, dass es auch der richtige Weg ist. Dass man sagt, man macht es, aber man macht es mit ganz großem Bewusstsein und hat dabei eine Wertschätzung für das Tier, das man geschlachtet hat, um das Fleisch zu konsumieren. Mit so einem Bewusstsein kann man das Fleisch dann auch ruhig genießen. Vor allem ist dabei natürlich noch wichtig, und das kommt mir manchmal ein bisschen zu kurz, dass wenn über den Ursprung von Fleisch geredet wird, dass damit viel mehr verbunden ist. Damit ist auch die Haltungform verbunden. Das bedeutet, dass die Tiere artgerecht gehalten werden müssen. Das wird leider nicht immer gemacht, das wird auch besonders in Israel nicht immer so gemacht. Das muss man auch sagen. Das gehört für mich und ganz allgemein gehört das zur Kaschrut dazu. Das ist auch wichtig, dies zu erwähnen, dass diese ganzen Dinge, wie es in der Tora

steht, „du sollst das Kalb sieben Tage bei der Mutter lassen“, dazu gehören. Jeder Fachmann, jeder Bauer weiß, dass die Kuh sieben Tage lang die Biestmilch gibt. Die Biestmilch ist die Milch, in der alle Nährstoffe für das frisch geborene Kalb enthalten sind. Das heißt, sie brauchen keine Medikamente, sie keine solchen Dinge, die künstlich zugeführt werden müssen. Sie brauchen das nicht, weil sie alles über die Biestmilch bekommen. Heute werden in den großen Agrarfabriken die Kälber direkt von der Kuh getrennt, wenn sie geboren worden sind. Sie kommen in den eigenen Stall, die Kuh hat nicht mal die Möglichkeit, das Kalb trocken zu lecken. Das sind alles Dinge, die bei uns in der Tora stehen und die wir beachten müssen. Das gehört mit zum koscheren Fleisch, zur koscheren Gewinnung, zur Tierhaltung dazu. Und ich finde, dass wenn man das alles berücksichtigt - und darüber sollte noch viel mehr gesprochen werden, dann bekommt man eine andere Sichtweise.



Das klingt auch alles anders, wenn man weiß, dass so viel mehr dahintersteckt, als nur das Wissen, dass wir mit einem Messer schächten. Das ist natürlich ein Überbau, der quasi unter Wasser bleibt.

Das ist die ganze Tierzucht, die ganze Tierhaltung, diese ganzen Gebote, die wir haben, die machen einen Sinn. Die Sachen, die wir in der Tora lesen - du sollst keinen Ochsen neben dem Esel spannen, du sollst keine ungleichen Tiere vor einen Pflug spannen, und so weiter. Und überhaupt das Gebot an Schabbat, dass

auch die Tiere ruhen müssen, dass die Tiere auch von Arbeiten frei sind. Das sind alles Dinge, die zusammengehören, und dann, insgesamt betrachtet, entwickelt sich eine ganz andere Sichtweise.

Auf jeden Fall! Ich denke, da kriegen wir eine ganz neue, komplexe Perspektive!

Eine ganz andere Frage. Koscheres Essen und Fleisch stehen oft im Verruf, nicht lecker, nicht schmackhaft zu sein. Das bekommt man manchmal vor Veranstaltungen zu hören, es geistert in so manchen Kreisen herum. Was sagst du dazu?

Leute, die das sagen, waren noch nicht bei BtJ Schabbatonim, wo alles 100 % kosher und immer ein eigener Mashgiach dabei ist, und wo man eigentlich immer sehr, sehr schmackhaftes Essen bekommt. Und wenn das koschere Essen nicht schmeckt, dann liegt es nicht am Koschersein, sondern am Koch oder der Köchin.

Noch etwas zum Thema Geschmack. Wie sieht es bei koscheren Fleischprodukten aus - bei Wurst, Würstchen? Wir haben gehört, dass es nicht immer leicht ist, da wirklich eine gute Qualität bzw. einen guten Geschmack zu bekommen. Woran liegt es und wie geht man damit um?

Nun ein koscherer Metzger, der sein Handwerk versteht, kann wirklich gute und schmackhafte koschere Wurst herstellen. Das Problem ist, nicht unbedingt das Problem, aber der Unterschied zu einer nicht-koscheren Wurst, die vor allem aus Schweinefleisch gewonnen wird: Da wird Speck verwendet. Speck hat eine besondere Konsistenz und Speck macht die Wurst tatsächlich besonders schmackhaft. Und man muss also, wenn man gute Wurst produ-



ziert, einen Ersatz finden, um diesen Speck zu ersetzen. Zum Beispiel ist da bei der Rindersalami mit Rindertalg oder Rinderfett ein bisschen schwieriger, aber das geht auch. Wir haben beste Beispiele. Ich will jetzt nicht unbedingt Werbung machen, aber wenn man in Strassburg bei Buchinger die Salami kauft... Oder es gibt auch in Israel gute Metzger. Da gibt es schon sehr gute koschere Wurst - da merkt man, dass die Leute so lange probiert haben, bis sie auch wirklich hervorragende Wurst herstellen konnten. Aber das ist sicherlich die Rezeptur, wie die Wurst hergestellt wird, die Gewürze, die Gewürzmischung und da muss man einfach probieren. Ich finde, grundsätzlich darf man keinesfalls sagen, dass koschere Produkte schlechter schmecken als das andere. Im Gegenteil. Ich finde es sicher umgekehrt. Man hat die Gewissheit, dass man eigentlich immer, vorausgesetzt richtig gemacht, weiß, was drin enthalten ist. Dass man alle Zusatzstoffe, alles auflistet, genau hat und weiß, was in der Wurst drin ist und man weiß, was man isst, und das ist für mich ein ganz großer Vorteil.

Mit welchem Fleisch, welcher Fleischart bzw. Vorbereitungsart kann man eigentlich nichts falsch machen? Du hast ja gesagt, es liegt oft nicht am koscheren Essen, dass es

nicht gut schmeckt, sondern an schlechten Köchen. Wenn man keinen Plan hat, was kannst du empfehlen?

Man muss die richtigen Stücke nehmen. Das ist gerade wichtig, wenn man für Schabbat oder für Yom tov etwas zubereitet. Dann kann man kein Kurzbratstück nehmen, man nimmt kein Entrecote, was auf den Punkt gebraten werden muss. Das kann man sonntags wunderbar essen. Und man brät es sich frisch und weiß ganz genau, wie lange man es braten muss, dass es schön rosa von innen und noch richtig zart ist. Und das geht natürlich am Schabbat nicht. Am Schabbat oder am Yom tov muss man natürlich passende Stücke haben. Da bietet es sich immer das Schmorfleisch zu nehmen, ein Schmorbraten zu machen, bei dem es nicht darauf ankommt, ob es zwei Stunden geschmort ist oder drei. Das muss man probieren und irgendwann lernen. Ich kann nur sagen, wenn jemand das mal probieren möchte, den lade ich gerne ein. Wenn wir für Schabbat den Schmorbraten machen, dann schmeckt es fantastisch, dann ist es ein großer Genuss in einer leckeren Soße, mit allem, was dazu gehört. Das kann man für Schabbat fantastisch machen, man kann es auf der Wärmeplatte warmhalten und es wird nicht schlecht - es wird eher

besser. Das Fleisch darf ferner nicht zu mager sein und wenn man nicht viel davon isst, dann ist es auch nicht schlimm, ein bisschen Fett zu sich zu nehmen.

Danke! Ich denke, dass damit die wichtigsten Fragen beantwortet sind. Vielleicht ein Schlusswort noch?

Mir ist es wichtig, dass man versteht, dass man bei Fleisch das Gesamtpaket sehen muss. Dass man die richtige Einstellung dazu hat, dass man die Wertschätzung für die Geschöpfe, für die Tiere - und sie sind auch Geschöpfe - hat. Dann kann man auch ganz anders genießen. Das ist doch immer so, wer will schon gern ein Tier töten. Keiner macht das gerne. Aber wenn man das ganze Paket betrachtet, wenn man das alles richtig macht, und der Fokus nicht nur rein auf das koschere, sondern insgesamt auch auf die Haltungsmethode etc. gelegt wird, dann handelt man richtig. Das ist auch eigentlich viel im Gespräch heute. Und ich bin da zuversichtlich, dadurch kommen viele Leute vom Fleischessen ab. Es sind wesentlich mehr Vegetarier, viele Vegetarier werden zu Veganern. Das ist so der allgemeine Trend. Bei den Nachwachsenden, bei der nächsten Generation, merkt man es. Ganz normal ohne Kaschrut, in der ganz normalen Lebensmittelbranche merkt man das deutlich. Diese Generation ist nicht mehr bereit, das Fleisch in dem Maße zu konsumieren, nicht aus den Haltungsmethoden, die heute angewendet werden. Und da sollten wir Vorreiter sein. Sind wir, glaube ich, auch. Wir brauchen nur unsere Gebote einzuhalten. Dann sind wir Vorreiter und dann machen wir es richtig.



„Es gibt keine „guten“ und „schlechten“ Kinder!“

Wenn wir über den Begriff „Chinuch“ sprechen, müssen wir uns zuerst fragen, was bedeutet eigentlich „Chinuch“? Wir finden zum Wort „Chinuch“ verschiedene interessante Definitionen: Das Vermitteln von Wertmaßstäben, Angewohnheiten und Wissensvermittlung, die den Charakter des Menschen prägen; dann Chinuch als „Training“, das gesteigerte Wiederholungen von erlernten Fähigkeiten; und schließlich die Vorbereitung und Grundlagen des Weges eines Menschen. Diese Erläuterungen lassen schon auf den ersten Blick erkennen, dass es bei „Chinuch“ nicht einfach um „Erziehung“ geht. Ich möchte Euch aus eigener Erfahrung darüber etwas erzählen und somit einige Punkte näher betrachten.

Als Mutter von 6 Kindern, Baruch Haschem, alle schon erwachsen, habe ich Einiges gelernt, und natürlich gleicht der Chinuch unserer jüngsten Tochter (19) nicht dem unserer älteren Kinder. (37 – 26)

Als vor fast 6 Jahren unsere Zwillingenkel David und Jonathan auf die Welt kamen, hat sich meine Welt in Bezug auf Kindererziehung geändert. Da kamen zwei kleine Wunder auf die Welt, von den gleichen Eltern, die gleiche Schwangerschaft mit monatelangem Krankenhausaufenthalt, die gleiche Kaiserschnittgeburt und die gleichen Bedingungen nach der Geburt – bei uns zu Hause. Und siehe da, diese kleinen Babies entwickeln sich vom ersten Tag an verschieden. Der eine wacht auf und wartet geduldig auf seine Stillzeit, der andere hat noch kaum die Augen geöffnet, ist sein Weinen zu hören, das keinen Zweifel lässt, dass er jetzt und sofort gestillt werden muss. Und wenn sie dann wieder satt und zufrieden sind, suchen sie im gemeinsamen Bettchen die Nähe zueinander. Und so entwickelten sie sich weiter, total verschieden und beste Freunde.

Diese Beobachtung hat in mir vieles erweckt. Erstens, die Erkenntnis, dass Kinder mit verschiedenen Fähigkeiten auf die Welt kommen.

Es gilt, diese wahrzunehmen und in die richtigen Bahnen zu leiten, nicht zu zwingen! Als ich sah, dass meine Tochter meistens zuerst den ungeduldigen Jungen stillte, fragte ich sie, weshalb sie nicht abwechselungsweise mal Jonathan und mal David zuerst aufnimmt. Und sie antwortete ganz ruhig: „Keine Sorge, auch David wird lernen zu warten, es gibt noch genug Möglichkeiten. Wenn Jonathan das schon kann, dann freuen wir uns und schätzen das sehr.“ Und so war es auch, mit der

Zeit hat David die Geduld erlernt, auf liebevolle Art – und nicht durch stundenlanges Weinen.

In Mischlei, Kap.22,Satz 6 steht:

„Chanoch laNa'ar al pi Dar-ko, gam ki jaskin lo jassur mimenah“ („Erziehe den Knaben nach seinem Weg, so wird er auch im Alter nicht davon weichen.“)

„Nach SEINEM Weg“ bedeutet, den Weg jedes Kindes zu erkennen. Von klein auf das Kind zu beobachten und wahrzunehmen, wo liegen seine Fähigkeiten, seine Neigungen. Wie kann ich sein angeborenes Potential am Besten fördern, stärken? Wie kann ich ihn mit seinen Fähigkeiten auf den richtigen Weg bringen?

Denn nicht alle Kinder haben den gleichen Weg! Natürlich ist es nicht leicht für Eltern und Lehrer, für jedes Kind ein eigenes Programm zu entwickeln, aber eigentlich ist genau dies die Anleitung unserer Weisen. Rabbiner S.R. Hirsch bemerkt zu Parschat Toldot betreffend der Komplexität der Erziehung von Jakov und Ejsaw:

„...Einen Jakov und einen Ejsaw auf der selben Schulbank mit denselben Anforderungen für ein studierendes, denkendes Leben zu unterrichten und zu erziehen, heisst mit Sicherheit, einer der beiden verderben. Ein Jakov wird mit ständig wachsender Lust aus der Quelle der Weisheit und Wahrheit schöpfen, während ein Ejsaw kaum die Zeit erwarten kann, wo er die alten Bücher und mit ihnen eine ganze Lebensanschauung hinter den Rücken werfen kann. Er hat diese Lebensweise nur einseitig und als Zwang kennengelernt, weil sie seinem Naturell nicht entspricht.“



(Glanzlichter der Torah, Dr.Ari Lewenstein)

Nun haben wir verstanden, wie unterschiedlich unsere Kinder sein können. Es gibt dabei keine „guten“ und „schlechten“ Kinder! Die Frage ist, ob wir erkannt haben, was der Weg unseres Kindes ist. Unsere liebevolle Begleitung wird es zum Ziel bringen! Je mehr Komplimente und Ermutigung, gute Worte und Liebe unser Kind bekommt, desto glücklicher wird es sein und sein Ziel mit Freude anstreben. Unsere Aufgabe ist es, jeden Tag die positiven Punkte im Verhalten unserer Kinder zu sehen und diese hervorzuheben. Seien wir sparsam mit Kritik (vor allem bei pubertierenden Jugendlichen) und geben wir unseren Kindern die Gewissheit, dass sie geliebt werden (auch wenn die schulischen Leistungen nicht immer ganz unseren Erwartungen entsprechen.) Ein geliebtes Kind wird auf die richtige Bahn kommen!

Ich moechte hier einen weiteren wichtigen Entscheid mit Euch teilen:

Vor ca. 30 Jahren war ich bei einem Vortrag über Kindererziehung. Die Dozentin (ich habe leider den Namen vergessen) hat einen ganzen Abend lang darüber gesprochen, dass wir unsere Tonlage zu Hause herunterschrauben sollen. Anstatt durch die ganze Wohnung zu rufen: „Kinder kommt, das Essen ist bereit. Kinder, ab in die Dusche, Kinder, Zim-

mer aufräumen, etc.“ sollen wir uns unseren Kindern nähern, und in Ruhe sagen: „Bitte, kommt zum Abendessen.“

Diese Anweisung schien mir zwar undurchführbar zu sein, aber ich habe es versucht – und die Stimmung zu Hause wurde eindeutig besser. Eine Mutter (oder ein Vater), die durch die ganze Wohnung ruft, bringt Unruhe. Die Kinder werden auch rufen oder schreien, anstatt näher zu kommen und sich mitzuteilen. Heute ist die Herausforderung besonders gross – oft treffen wir jedes Familienmitglied an einem eigenen Computer, Handy oder an irgendwelchem digitalem Gerät, und sogar interfamiliäre Kontakte laufen über diese Geräte. Wie wichtig ist es doch, den Kindern, dem Partner, in die Augen zu schauen und mit ihnen auf direkter Basis zu sprechen. Dann werden wir vielleicht auch entdecken, dass wir zuhören müssen und dass es nicht gleich alles nach unserem Wunschplan funktioniert.

Das Gespräch zu suchen und zu fördern ist eines der wichtigsten Grundlagen in der Familie. Wenn wir unsere kleinen Kinder dazu ermutigen möchten, uns zu erzählen, wie es im Kindergarten war und etwas mehr erwarten, als „es war gut“, dann müssen wir diese Kunst unseren Kindern vorleben. Wir können uns mit den Kleinen hinsetzen und von uns selber erzählen: „Weisst Du, was ich heute gesehen habe? Einen ganz farbigen kleinen Vogel, einen blühenden Baum, ein besonderes Auto, einen grossen Traktor...“ Natürlich erzählen wir dem Kind nicht von dem Ärger bei der Arbeit – aber wir können mit ihm Schwierigkeiten zu Hause teilen: „Weisst Du, dieser Berg von Wäsche wartet schon lange auf mich, und ich wäre froh, wenn Du mir helfen könntest, das Zimmer aufzuräumen.“ Oder: „Was meinst Du, könntest Du eine halbe Stunde

ruhig spielen, damit ich ausruhen kann?“ So wird das Kind daran gewöhnt, dass es seine Gefühle und Erlebnisse teilen kann.

Es wird dann eher von seinen eigenen Erlebnissen erzählen und so wird eine Basis des Vertrauens aufgebaut. Diese Basis ist insbesondere wichtig für das Gespräch im Pubertätsalter – nur ein Jugendlicher, der als Kind seine Geschichten erzählen konnte und sich verstanden gefühlt

Jedes von Euren Kindern ist ein spezielles Licht auf dieser Welt!

hat, wird auch mit 16 Jahren seine Eltern als Gesprächspartner wahrnehmen.

Und zum Abschluss möchte ich Euch einen wichtigen Tip auf den Weg geben: Nehmt Euch Zeit für Euch selber und für Eure Partnerschaft!

Kinder sind fähig zu verstehen: „Ich brauche Zeit für mich, ich möchte meinem Hobby nachgehen, ein Buch lesen, an die frische Luft gehen etc.“ Natürlich müssen kleine Kinder in dieser Zeit beaufsichtigt werden, aber ein guter Babysitter kann eine erwünschte Abwechslung sein und die Kinder bekommen eine ausgeglichene Mutter (oder Vater) zurück.

Das gleiche gilt für die Zeit, die die Eltern für sich brauchen. In ange-

messen Abständen je nach Familie, aber als klare Botschaft an die Kinder: „Wir möchten gerne eine Zeit lang alleine sein. Wir brauchen die Zeit für uns“. Kinder spüren dann, wie wichtig Mama für Papa ist und umgekehrt. Das stärkt unsere Kinder, denn so wachsen sie in einer Familie auf, in der sich jeder Zeit für den anderen nimmt.

Optimal wäre es, wenn wir als Eltern, eine Einheit pro Woche für jedes Kind reservieren könnten. Diese kostbaren Spezialzeiten können Wunder bewirken und geben dem Kind das Gefühl, wichtig zu sein und wahrgenommen zu werden – nicht nur ein Teil im grossen Puzzle einer Familie zu sein.

Sich mit dem Chinuch unserer Kinder zu beschäftigen, ist eine grosse Herausforderung und ein grosser Verdienst. Wir tun unser Bestes und bitten Haschem, uns beizustehen.

Viele Frauen sprechen, wenn sie Schabatkerzen zünden:

„Wesakejni legadel Banim uWnejbanim Chachamim uNewonim, Ohawej Haschem, Jireh-Elokim, Anschej-Emet, Zera-Kodesch , ba-Haschem dwekim. Ume'irim et haOlam baTorah uweMaassim Towim uwechol Melech Awodat Haboreh“ („Lasse mich den Verdienst haben, Kinder und Enkel grosszuziehen, die gescheit und einsichtig sind, Haschem lieben und ihm mit Ehrfurcht entgegen, ehrliche Menschen und heilige Nachkommen sind, die sich an Haschem haften. Und dass sie die Welt mit Licht erfüllen mögen mit der Torah und guten Taten – und mit allen Werken, die sie für die Arbeit dem Schoepfer gegenüber machen.“)

Ich wünsche Euch allen viel Geduld bei dem Chinuch Eurer Kinder. Jedes von Euren Kindern ist ein spezielles Licht auf dieser Welt!



Schokoladentraum in Mitteldeutschland

Pre-Pessach-Event in den BtJ-Gemeinden Sachsen und Sachsen-Anhalt

Simcha raba, simcha raba, Aviv higiya, Pessach ba - große Freude, große Freude, der Frühling ist hier, das Pessach-Fest kommt. Ganz im Motto dieses Liedes fanden die Vorbereitungen auf Pessach in den BtJ-Gemeinden in Sachsen und Sachsen-Anhalt statt. Nach einem erfolgreichen gemeinsamen Purim-Event (tierische Post-Purim-Party auf Zoom) hatte man das Gefühl, man müsste nun auch Pessach gemeinsam begehen. Und so lud die Gemeinde Halle alle Freunde und Nachbarn - Chemnitz, Dessau, Leipzig und Magdeburg - zu einem besonderen Pre-Pessach-Event ein.

Mit einem Schokoladenseder, bei dem jedes Symbol der Keara mit seinem Schoko-Pendant ersetzt wurde, sowie einer Mazza-Bäckerei sollten sich die Kinder und Jugendlichen auf Pessach einstimmen. Das Interesse an dem Event war so groß, dass nach 70 vorbereiteten und verschickten Schokoladen-Paketen Anmeldeschluss sein musste. Vielen Dank an Halle für das Managen dieser ungeheuren Logistik und an alle Gemeinden für die Weiterleitung an ihre Kids & Teens.

Wie läuft dann so ein Programm ab? Hiermit berichten wir darüber und laden alle ausdrücklich ein, nachzumachen. Im ersten Teil hatten die Kinder unter der Leitung des Leipziger Jugendzentrums und insbesondere von Galyna Kapitanova Mazzot

gebacken - nach einem kurzen Einführungsvideo über das Backen der Mazza in Jerusalem, brauchte man 200g Mehl, 100g Wasser und auf jeden Fall einen Erwachsenen, um innerhalb von 18 Minuten (wir stoppten die Zeit) leckere selbstgemachte Mazzot herzustellen. Im zweiten Teil fand dann der Schokoladenseder statt. Zunächst aber haben alle Kinder gemeinsam die Kearot gebastelt (diese wurden als DIY Kits versendet) und sie mit schokoladigen Symbolen gefüllt - Schoko-Ei für das Ei, Kinderriegel für den Knochen, Bitterschokolade für Maror etc.

Ein besonderes Highlight war in Schokolade glasierte Petersilie, die von der Küche der Gemeinde Halle extra für das Event angefertigt wurde. Kakao für Salzwasser, Schokomazzot

und Traubensaft machten dann den Seder-Tisch komplett. Ausgestattet mit einer Kinderhaggada, guter Laune und Bereitschaft mitzumachen und mitzusingen hat dann die bunte Kinder- und Jugendgemeinschaft unter der Leitung von Rabbiner Portnoy und seiner Rebbetzin den Übungsseder zelebriert.

Am Ende wünschte man sich nächstes Jahr im wiederaufgebauten Jerusalem oder mindestens wieder live in den jeweiligen Gemeinden. Ein unendlicher Dank gilt allen Jugendleitern und den Teams aller Gemeinden, sowie den Vorständen, die sofort dabei waren. Dann natürlich allen Kindern und Eltern sowie dem BtJ für die Unterstützung des Events.



Die jüdische Gemeinde in Hamburg stellt sich vor



Die jüdische Gemeinde in Hamburg ist alteingesessen und seit jeher eine der bedeutendsten Gemeinden in Deutschland. Zusammen mit den Gemeinden der angrenzenden, vormals eigenständigen Städte Altona und Wandsbek, bildete Hamburg jahrhundertlang das Zentrum jüdischen Lebens in Nordwest-Europa. Die Dreigemeinde wurde in jüdischen Schriften mit א"ה"ך (AHW) abgekürzt, was einer hervorgehobenen Bedeutung entspricht. Berühmte Rabbiner und Gelehrte wirkten hier und wurden von der gesamten jüdischen Welt konsultiert.

DIE ERSTEN JÜDISCHEN HAMBURGER

Im Mittelalter und der frühen Neuzeit zogen zunächst sephardische Juden, die nach 1496 aus Portugal emigrieren mussten, in die Hansestadt, oftmals nach einem Zwischenaufenthalt in den Niederlanden. Als Groß- und Überseekauffleute waren sie ein ernst zu nehmender Wirtschaftsfaktor und sie pflegten Kontakte auf Augenhöhe mit der hamburgischen Kaufmannschaft. Dies wird auch dadurch nachvollziehbar, dass die „Portugiesen“ Niederdeutsch sprachen – damals kein Platt, sondern die hochoffizielle Staats- und Handelssprache der in der Hanse verbündeten freien Städte, in der Korrespondenzen, Verträge, staatsrechtliche Dokumente usw. von London bis Nowgorod verfasst wurden.

In Laufe der Jahre zogen auch mehr und mehr aschkenasische Jüdinnen und Juden nach Hamburg. Sie arbei-

teten als Hausangestellte bei den portugiesischen Patriziern und sprach untereinander Judendeutsch (nicht zu verwechseln mit dem in Osteuropa gesprochenem Jiddisch). Eine sephardische und eine aschkenasische Gemeinde bestanden jahrhundertlang nebeneinander. Das heißt nicht, dass es keine Kontakte untereinander gab, von jüdischen Parallelgesellschaften kann keine Rede sein. Das wird schon klar bei einem Besuch des alten jüdischen Friedhofs an der Altonaer Königstraße: hier ruhen Juden aus vielen Jahrhunderten in einer Anlage in zwei Abteilungen.

EMANZIPATION

Die Eingliederung Hamburgs in das Napoleonische Kaiserreich 1811 stellte für die Juden eine erschütternde Zeitenwende dar. Erstmals in der Geschichte erhielten Anspruch auf die vollen Menschen- und Bürgerrechte, wie sie die Französischen Revolution verkündet hatte. Allerdings

währte die Freude nur kurz: Napoleon erlebte sein Waterloo und in Sachen Menschen- und Bürgerrechte wurden frühere Verhältnisse restauriert.

Der Geschmack auf bürgerliche Gleichberechtigung war aber in der jüdischen Gemeinde unvergessen, und fand zusätzlich Nahrung bei den jüdischen Aufklärern – der „Haskala“ – allen voran in den Schriften Moses Mendelssohns. Das heißt aber nicht, dass sich alle Juden dem Zeitgeist ergaben. Vielmehr fächerten sich die religiösen Orientierungen auch in Hamburg zunehmend auf und es entstanden Synagogen-Gemeinschaften von äußerst traditionell bis ultra-progressiv. Da es um Glauben und nicht etwa um Meinungen ging, kam es bald zu erbittertem Streit und zu Gegnerschaft.

Hamburg wurde zum Ausgangspunkt des Progressiven Judentums, und das hatte gute Gründe. Jüdischer Handelsgeschäft wurde in der kaufmännisch geprägten Hansestadt nicht als fremdartig abgelehnt; die jüdischen Geschäftsleute wurden wohl eher als Konkurrenten unter ähnlichen betrachtet. Das nüchtern-pragmatische und tolerante Gesellschaftsklima Hamburgs ließ die Assimilation für viele Juden als eine attraktive Option erscheinen.

Im 19. Jahrhundert kam in Sachen Gleichberechtigung der Juden in Hamburg sicherlich manches in Bewegung; zu einer echten bürgerli-

Vorstand der Gemeinde



Philipp Stricharz
1. Vorsitzender



Dr. Eli Fel
2. Vorsitzender



David Rubinstein
Geschäftsführer



Eli Noe



Esther Heller



Stefanie Szczupak



Bornplatz-Synagoge 1906

chen Gleichstellung, wie sie die Französische Revolution postuliert hatte, gelangten sie dennoch nicht. Die Idee der universellen Menschenrechte verblasste nach der Jahrhundertmitte gegenüber einer neuen Ideologie, die das spätere 19. Jahrhundert prägen sollte, der Ideologie der „Nation“. Die zunächst liberale Idee des Nationalstaats, die im Jahr 1848 politisch in geradezu revolutionärer Weise zum Ausdruck kam, hatte Schattenseiten, gerade für die Juden: Die Nation, verstanden als institutionalisierte „Volksgemeinschaft“, schloss alle aus, die nicht zum „Volk“ gehörten. In Hamburg allerdings, wo man sich seit Hansezeiten als reichsfreier Staat aus eigenem Recht empfand, verdingte die Idee des Nationalstaats nicht so recht. Der in Hamburg geborene Historiker Mosche Zimmermann hat diese Problematik in seinem Buch „Hamburgischer Patriotismus und deutscher Nationalismus“ umfassend dokumentiert

und zugleich den Sonderweg Hamburgs als nicht-antisemitische Stadt herausgearbeitet.

In der Freien und Hansestadt war es besonders der jüdische Notar Gabriel Riesser, der gegenüber der Jüdischen Gemeinde und der städtischen Öffentlichkeit nationalpatriotische Gefahr deutlich zur Sprache brachte. In einer polemischen Auseinandersetzung mit dem Stuttgarter Abgeordneten Moritz Mohl im Paulskirchen-Parlament 1848 bestand Riesser beispielsweise darauf, einen Zusatz über „Die eigentümlichen Verhältnisse des israelitischen Volksstammes“ ersatzlos zu streichen, um so die vollständige Gleichheit der Juden als Bürger zu manifestieren. Wobei Riesser selbst sich zunächst als Hamburger verstand – der im Übrigen auch Jude war, vor seinem frühen Tod mit 57 Jahren war er Obergerichtsrat und Vizepräsident der Bürgerschaft seiner Vaterstadt.

AUFSCHWUNG, ANTISEMITISMUS UND UNTERGANG

Im Revolutionsjahr 1848 war die „völkische“ Ausgrenzung der Juden, wie sie der Stuttgarter Abgeordnete vortrug, noch nicht zu einer formulierten Doktrin geronnen. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts jedoch gewann die völkische Rassentheorie Raum und gab Anlass, die Juden anders als nur religiös auszugrenzen. Der verfasste Antisemitismus, der maßgeblich von Ideologen wie Wilhelm Marr verbreitet wurde, verdingte aber selbst jetzt in Hamburg wenig: „Hamburg ist der nichtswürdigste Platz von der Welt in ganz Hamburg und Umgegend scheinen sich keine zehn Leute für die Judenfrage zu interessieren“, schrieb der Redakteur des antijüdischen Blattes „Deutsche Reform“ Ende 1880 — also zur Zeit des ersten Höhepunkts der modernen antisemitischen Agitation in Deutschland — enttäuscht an einen Hamburger Freund, den Erfinder des

Begriffs Antisemitismus.

Ungeachtet des aufkeimenden Antisemitismus erlebte das Judentum in Hamburg bis zum Ersten Weltkrieg einen Aufschwung. Gleichzeitig differenzierte sich die jüdische Gemeinschaft der Stadt aus: es entwickelte sich ein jüdisches Bürgertum und die Tätigkeitsfelder, in denen Juden arbeiteten, nahmen zu.

Während nun säkularisierte Juden in Wissenschaft und Kunst, Wirtschaft und Gesellschaft in bedeutende Positionen hineinwuchsen, entwickelten sich die religiösen Positionen der beiden Flügel des Hamburger Judentums, nämlich des orthodoxen „Deutsch-Israelitischen Synagogen-Verbands“ und des reform-orientierten „Israelitischen Tempelverbands“ auseinander. Allerdings betrachteten die Vertreter beider Verbände die andere Seite nicht unbedingt als Gegner, sondern immer noch als Angehörige einer gemeinsamen Hamburger Gemeinde. Die Historikerin Helga Krohn beschreibt das Verhältnis der Verbände als tolerant, wozu auch die landsmännische Homogenität der Hamburger Judenschaft beitrug: Es gab, anders als etwa in Berlin, sehr wenige aus Osteuropa zugewanderte Juden, wiewohl diese einen bedeutenden Teil der rituellen Aufgabe in der Gemeinde wahrnahmen. Mit einem Wort: die Hamburger Juden stritten sich oft und heftig, waren einander aber nicht fremd.

Im Jahr 1906 wurde auf dem Bornplatz, im Herzen des Grindelviertels, eine neue Synagoge gebaut. Vorgesehen war ein „gemäßigter konservativer“ Ritus. Städtebaulich symbolisierte die neue Synagoge die Zugehörigkeit der jüdischen Gemeinde zur Hansestadt, wie der orthodoxe Oberrabbiner Spitzer noch 1931 zum 25jährigen Jubiläum der Bornplatz-Synagoge betonte.



Oberrabbiner Spitzer

Spitzers positive Einschätzung entsprach den Verhältnissen bis zum Ende der Weimarer Republik, „Man war sich staatlichen Wohlwollens sicher.“ Mit der Wahl Hitlers zum Reichskanzler mithilfe rechter, bürgerlicher Parteien verschlechterte sich jedoch die Situation der Hamburger Juden ab 1933 immer mehr. Enteignungen und Zerstörung jüdischen Eigentums, Zwangs-„Arisierungen“ und Repressalien vorher unbekanntem Ausmaßes erreichten mit der Pogromnacht am 9. November 1938 ihren ersten Höhepunkt. Mehr als die Hälfte der Mitglieder der Gemeinde emigrierte. In der Shoa wurde die meisten der knapp 10.000 verbliebenen Hamburger Juden ermordet. Damit endete das kontinuierliche Dasein der Hamburger Gemeinde de facto nach fast 500 Jahren.

MÜHSAMER NEUBEGINN

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Gemeinde von einigen wenigen

Überlebenden wieder gegründet. Innerhalb einer einzigen Generation, von 1925 auf 1951, sank die Zahl der Gemeindemitglieder von ca. 25.000 auf gerade einmal 1000, d.h., auf ein Zwanzigstel. Erst Mitte der 1950er Jahre kam es wieder zu einem, allerdings bescheidenem, Wachstum – Emigranten kehrten zurück, einige Juden aus Israel und dem östlichen Europa kamen nach Hamburg, und als besondere Gruppe von etwa 150 Mitgliedern traten persische Kaufleute bei, viele von ihnen hatten ihre Teppich-Kontore im Hamburger Freihafen.

Im Jahre 1960 wurde eine neue Synagoge in der Straße „Hohe Weide“ eingeweiht. Damit war die Jüdische Gemeinde in Hamburg wieder sichtbar im Stadtbild. Allerdings lag die neue Synagoge mitten in einem Wohngebiet, abseits des ehemals jüdisch geprägten Grindelviertels. Der städtebaulichen Zurückhaltung ent-



Talmud-Tora-Realschule, Bild Bautsch

sprach eine gewisse Zurückhaltung der Gemeinde in der Öffentlichkeit. Der fast drei Jahrzehnte amtierende Landesrabbiner Nathan Peter Levinson, ein Schüler Leo Baecks, war nicht eben präsent in der Hansestadt, da er zahlreiche weitere Verpflichtungen übernahm, u.a. war auch Landesrabbiner von Baden. Die praktische Leitung der Gemeinde nahmen Harry Goldstein und dann fast drei Jahrzehnte lang Günter Singer wahr, der auch Kantor der Gemeinde war. Sowohl Goldstein, als auch Singer stammten aus Schlesien, damit waren die drei wichtigsten Lenker der Gemeinde keine Hamburger.

AUFBRUCH NACH 1989

Der Zusammenbruch der russischen Herrschaft über Osteuropa 1989/1990 ermöglichte es ehemals sowjetischen Juden auszureisen. Die in Deutschland aufgenommenen sog. „Kontingentflüchtlinge“ verstärkten die Gemeinden und so war es auch in Hamburg. Die Historikerin Gabriela Fenyes fasst den Strukturwandel der Gemeinde nüchtern zusammen: „1989 hatte Hamburgs Jüdische G. [emeinde] 1.340 Mitglieder, davon

waren 30 Prozent älter als 60 Jahre, 2004 waren es insgesamt über 5.000 Mitglieder, davon waren 50 Prozent älter als 60 Jahre. „Neben sprachlichen und mentalitätsmäßigen Problemen erwachsen der Gemeinde Aufgaben in der Armutsbekämpfung, der Altenbetreuung und der Erziehung der Kinder. Die Gemeinde erarbeitete gemeinsam mit der Landesregierung Maßnahmen zur Verbesserung der Lage. Von 1993 auf 2007 erhöhte sich die per Staatsvertrag zugesagte Unterstützung auf das mehr als Dreifache.

Angesichts der Überalterung der Gemeinde war klar: Die Zukunft der Gemeinde würden die Kinder sein – Kinder, die eine jüdische Schule brauchten. Die Gemeinde und Förderer strebten an, das Gebäude der ehemaligen Talmud Tora-Schule im Grindelviertel, in dem die Bibliotheksschule untergebracht war, zurück zu erhalten. Die Stadt übertrug die Schule, aus formalen Gründen per Schenkung, am 1. Juli 2004 an die jüdische Gemeinde. Das Haus war allerdings sehr baufällig, zur Renovierung reichten die Mittel aus

dem Staatsvertrag bei weitem nicht aus. Eine bedeutende Summe steuerte die Hermann-Hinrich Reemtsma-Stiftung bei dank derer die traditionsreiche Schule 65 Jahre nach ihrer Schließung durch die Nationalsozialisten am 11. Juni 2007 neu eröffnet werden konnte.

Im Gebäude der Talmud Tora Schule ist heute das Joseph-Carlebach Bildungszentrum untergebracht, und auch die Gemeinde hat hier ihre Geschäftsstelle. Inzwischen hat eine ganze Schüler-Generation ihre Schulzeit durchlaufen, und anlässlich der Abschlussfeier am 28. Juni 2020 konnte Franziska von Maltzahn, die Leiterin des Joseph-Carlebach-Bildungshauses verkünden: „Das Jahr 2020 ist für das Joseph-Carlebach-Bildungshaus ein besonderes Jahr. Wir sind stolz und glücklich, dass der erste Jahrgang nach der Zwangsschließung der Talmud-Tora-Schule 1942 sein Abitur abgelegt hat.“

NEUORIENTIERUNG AB 2011

Seit Anfang 2009 stand die Gemeinde ohne Rabbiner und mit einer baufälligen Synagoge vor großen Proble-



Neue Torarolle Dez. 2018 ©Armin Levy

men. Zu dieser Zeit wagte niemand vorauszusagen, dass die Jüdische Gemeinde in Hamburg 10 Jahre später zu den dynamischsten und anerkanntesten Gemeinden Deutschlands gehören würde.

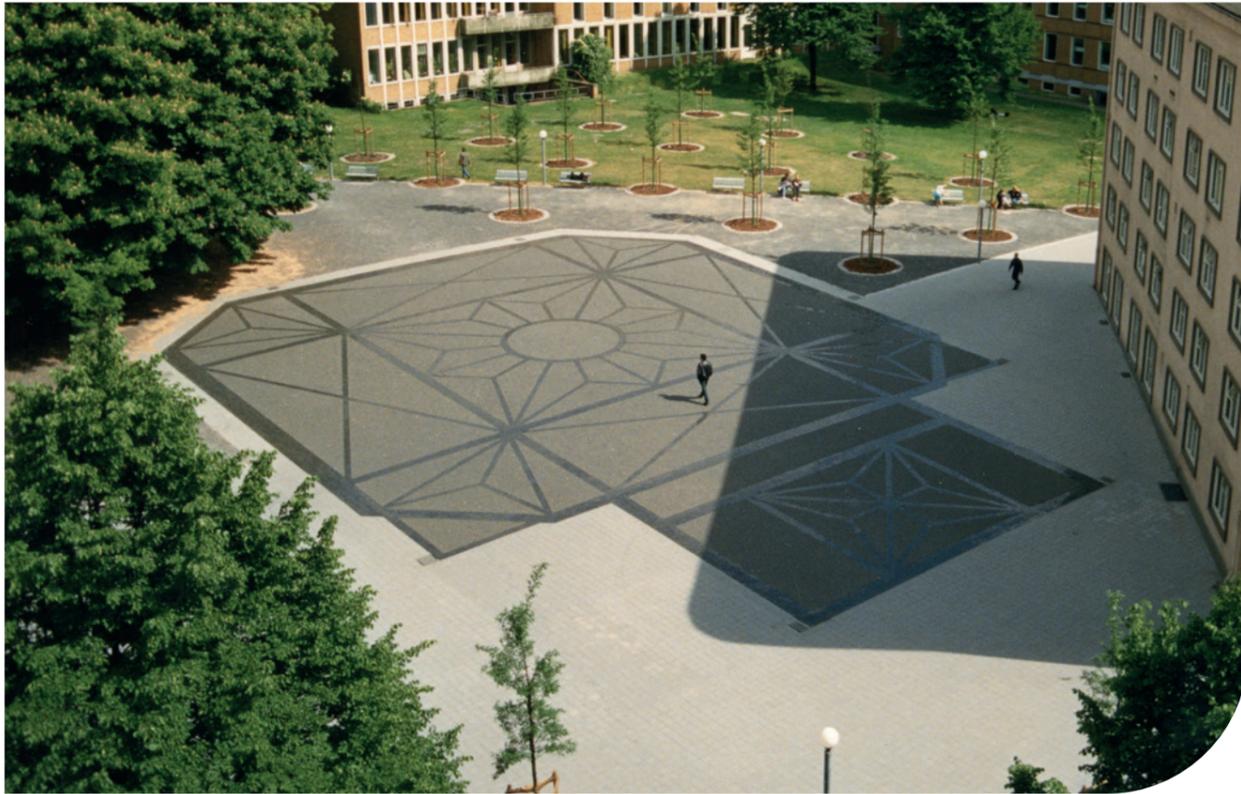
Den ersten Anstoß zur Verbesserung der Lage der Gemeinde gab die Wahl eines neuen Vorstands unter Bernhard Effertz am 21. August 2011, dem auch schon der heutige Vorstandsvorsitzende Philipp Stricharz angehörte. Eine der ersten Amtshandlungen des neuen Vorstands war die Berufung Shlomo Bistrizkys zum Landesrabbiner; die offizielle „Krönung“ erfolgte am 16. Januar 2012. Bistrizky und seine Familie waren 2003 nach Hamburg gekommen, sie nahmen im April 2015 die deutsche Staatsbürgerschaft an, auch als Zeichen, dass man gekommen sei, um zu bleiben. Vorstand und Landesrabbiner erreichten noch im selben Jahr, dass die Synagoge renoviert werden konnte. Die geschätzten Kosten betragen 3,5 Mio. Euro, wovon allein eine Million Euro von der Hermann-Hinrich Reemtsma-Stiftung sowie 400.000 Euro von der Stadt Hamburg getragen wurden.

Seit 2016 besteht unter dem Dach der Einheitsgemeinde die „Reformsynagoge Hamburg“ mit Rabbiner Gabor Lengyel. Nach einer Satzungsänderung konnten nun auch liberal konvertierte Juden Mitglieder der Einheitsgemeinde werden. Der 2011 eingeschlagene Kurs wurde auch nach den Wahlen vom 26. Juni 2015 beibehalten, als Vorstandsvorsitzender amtierte weiter Bernhard Effertz, als 2. Vorsitzender Philipp Stricharz, hinzu kamen die Vorstände David Rubinstein, Stefanie Szczupak und Eli Noe. Seit den Wahlen vom 23. Juni 2019 amtierten Philipp Stricharz (1. Vorsitzender), Dr. Eli Fel (2. Vorsitzender), Stefanie Szczupak und Eli Noe. David Rubinstein gehörte dem Vorstand bis Ende 2020 an; er wurde per Januar 2021 zum Geschäftsführer der Jüdischen Gemeinde in Hamburg bestellt.

VOM BILDUNGSHAUS ZU EINEM JÜDISCHEN CAMPUS

Im Jahre 2007 wurde das Joseph-Carlebach-Bildungshaus gegründet – als deutschlandweit einzige jüdische Einrichtung, in welcher Kinder von der Krippe bis zum Abitur erzogen werden. Aus anfangs zwölf wurden

bis zum ersten Abiturjahrgang 2020 über 200 Schüler. Die Räume innerhalb der Talmud Tora Schule reichen nicht aus, einige Klassen mussten in eine Container-Konstruktion an der Rückseite der Schule verlagert werden. Mit einer Erweiterung der Anlage soll nun ein neues Joseph-Carlebach-Bildungshaus geschaffen werden, wozu ein benachbartes Gebäude von der Universität Hamburg übernommen werden kann. Zum Bildungskonzept sagt Vorstand Stefanie Szczupak: »Wir wollen ein Bildungshaus ganz im Sinne und auf der Basis der Erkenntnisse von Rabbiner Joseph Carlebach errichten, der seiner Zeit stets voraus dachte«, d.h. kleine Klassen, individuelle Zuwendung und Förderung und insgesamt eine Schule mit einem bunten Gemisch von Sprachen, Kulturen, Religionen und sozialen Schichten. Das Gebäude der Talmud Tora Schule am Grindelhof, der Schulhof und das neue Bildungshaus an der Binderstraße ergäben ein geschlossenes Ensemble, das einem „Jüdischen Campus“ gleichkäme. Käme zu diesem Ensemble eine Bebauung des benachbarten Joseph-Carlebach-Platzes hinzu, hätte das einstmals jüdisch geprägte



Mosaik Bornplatz ©Margit Kahl

Grindelviertel ein jüdisches Gemeindeganzentrum.

POSITIVE ENTWICKLUNGEN BIS 2021

Der Bornplatz neben der Talmud Tor Schule bezeichnet den Ort, an dem die 1906 erbaute „Neue Synagoge“ gestanden hatte. Auf dem leeren Platz markierte ein Bodenmosaik den Grundriss – eine Arbeit der Künstlerin Margit Kahl. Mitglieder der Gemeinde, allen voran Philipp Stricharz und die Mitglieder des Vorstands, sondierten schon seit längerer Zeit die Idee, an historischer Stelle die Synagoge wieder zu errichten.

Als Landesrabbiner Bistritzky 2019 bei einem Presse-Termin einen Wiederaufbau der von den Nationalsozialisten zerstörten Bornplatz-Synagoge öffentlich ins Gespräch brachte, erschien dieses Projekt visionär. Es bildete sich jedoch ein breites Aktions-Bündnis in der Hansestadt, und schon „im Februar 2020 stimm-

te die Hamburger Bürgerschaft einstimmig dafür, den Wiederaufbau der Bornplatzsynagoge zu unterstützen“. Noch vor Jahresende bewilligte der Bundestag eine Unterstützung von 65 Mio. Euro für den Wiederaufbau; Hamburg schloss sich mit weiteren Finanzierungszusagen an. Im Februar 2021 wurde im Rahmen einer Feierstunde 107.000 Stimmen für den Wiederaufbau an Hamburgs Staatsrat Jan Pörksen und Dr. Eli Fel, den 2. Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde überreicht.

Mittlerweile ist eine Diskussion über die genaue Form des Wiederaufbaus entbrannt. Interessenten aus Hamburg und der Welt argumentieren für oder wider einen originalgetreuen Aufbau und über die Frage, was mit dem Bodenmosaik auf dem Bornplatz passieren soll. Die Gemeinde begrüßt die breite Teilnahme an den Wiederaufbauplänen, verweist aber, so der 1. Vorsitzende Philipp Strich-



Landesrabbiner Shlomo Bistritzky ©Armin Levy

arz, darauf, dass sie als Rechtsnachfolgerin der geschädigten Gemeinde das erste Wort bei der Projektierung der neuen Bornplatz-Synagoge haben sollte.

Von David Seldner



Immer wieder auf die Schippe genommen

Eine Anthologie: #ANTISEMITISMUS für Anfänger im Ariella Verlag

Wer von uns kennt nicht den alltäglichen Antisemitismus? Die „Kleinigkeiten“ des Alltags, sei es die Frage „Was macht ihr denn mit den Palästinensern?“ oder auch der Versuch, uns zu überzeugen, dass Kashrut doch in modernen Zeiten überholt sei. Was genau ist Antisemitismus, wie äußert er sich? Oftmals sind wir überrascht, wie naiv viele Nichtjuden sind, die ihrer eigenen Vorurteile nicht bewusst sind, aber auch wir selber tun uns manchmal schwer, genau zu erklären, wann nun die so genannte „Israelkritik“ lediglich „normale“ und damit legitime Kritik an Israels Regierung ist, wie bei vielen anderen Staaten auch, und wann die Grenze zum Israel-Bashing, Anti-Zionismus oder gar Antisemitismus überschritten ist.

Myriam Halberstam, in New York geborene und viele Jahre in Berlin lebende Jüdin, hat in ihrem Ariella Verlag, der sich auf jüdische Kinder- und Jugendliteratur spezialisiert – ein bemerkenswertes Buch herausgegeben. „Antisemitismus für Anfänger“. Ein Buch, das wie der Titel suggeriert, naiven Menschen verdeutlichen soll, was Antisemitismus eigentlich ist. Ob diese Menschen dieses Buch jemals lesen werden, ist eine andere Frage. Aber viele „gutmeinende Mitbürger“ dürften doch ins Nachdenken kommen, wenn sie sich eventuell in einer der Karikaturen wiederfinden. Und für Juden ist



das Buch schlichtweg amüsant zu lesen. Denn es gibt viele Aha-Erlebnisse, viel Abstruses, aber doch Bekanntes. Und ohne unseren Galgenhumor, Sarkasmus, jüdischen Humor eben, hätten wir die ganzen Verfolgungen über die Jahrhunderte hinweg wohl kaum so gut überstehen können, wenn wir nicht unsere Situation selber immer wieder auf die Schippe genommen hätten.

Viele bekannte Autoren und Karikaturisten hat Myriam Halberstam gefunden, um Gewohntes und Ungewohntes, vor allem aber Humorvolles zusammenzustellen. Manchmal muss man spontan lachen, wenn z.B. Till Mette (der wohl den Anstoß zu diesem Projekt gegeben hatte) in seiner Karikatur schreibt, „eine Kippa zu tragen ist doch gefährlich, mich wundert, dass das nicht verboten ist“ und in der nächsten Karikatur Heiko Sakurai einen (offensichtlich nichtjüdischen) Vater seinem Sohn sagen lässt: „Junge, natürlich können wir in der Öffentlichkeit gefahrlos Kippa tragen ... und zwar im Rahmen von Solidaritätsde-

mos unter Polizeischutz“. Till Mette ist mit mehreren Karikaturen zu finden („Was mich bei diesem Holocaust-Denkmal stört ist, dass man dabei automatisch an den Holocaust denkt“) wie auch Katharina Greve (Gespräch zwischen zwei nichtjüdischen Frauen: „Ihr konvertiert zum Judentum? Warum?“ – Antwort: „Wir wollen auch Teil dieser Weltverschwörung werden!“), Dirk Meissner („Das ist mal wieder typisch: Nur weil man den Holocaust anzweifelt, ist man gleich Antisemit“) und auch der „Altkarikaturist“ Sam Gross fragt, ob man als guter Antisemit auch „Jews für Jesus“ hassen kann.

Ramona Ambs amüsiert sich über das angebliche Sexverhalten jüdischer Männer, Alan Posener beschreibt, wie er als Kind in England nicht glauben konnte, dass sein Vater deutscher Jude sei, Michel Bergmann erzählt über die fiktiven Erfahrungen bei der Entwicklung seiner Idee „Deutschland sucht den Supernaazi“, mit dem Ergebnis, dass Juden keinesfalls dabei mitreden dürften. Michael Wuliger mokiert sich über die einfallslosen deutschen Antisemiten, denen nichts neues einfällt, während Ungarn äußerst kreative Antisemitismustheorien vorweisen kann.

Kurzum, das Buch kann uneingeschränkt empfohlen werden, für die verschiedenen Leserkreise. Sei es als eine leicht zu lesende Lektüre, um zu verstehen, was Antisemitismus eigentlich ist, sei es für die Zielgruppe der Antisemiten selber - als eine amüsante Lektüre. Kurzweilig und vergnüglich ist es auf alle Fälle.

Vielen Dank, liebe Myriam Halberstam (und den Autoren) für dieses hervorragende Buch!

#ANTISEMITISMUS für Anfänger: Eine Anthologie / Hrsg. von Myriam Halberstam, Ariella Verlag Berlin 196 Seiten, gebunden, farbig, 18,00 Euro./ ISBN 978-3-945530-29-0



Von Rabbi Yehuda Aharon Horovitz M.A.*
Aruch Laner Institute

**Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von David Seldner*

„Fränkisch Jerusalem“ und ihre Jeschiwa

Die Weisen von Fürth

Die jüdische Weltkarte unterscheidet sich von der gewöhnlichen Landkarte: Denn manche Orte, die auf der allgemeinen Landkarte lediglich mit einem kleinen Punkt gekennzeichnet sind, werden auf der jüdischen Karte großgeschrieben. Auch in Deutschland unterscheidet sich die jüdische Karte von der allgemeinen, und auch hier ist die historische und religiöse Bedeutung dieser Orte in erster Linie den Weisen zu verdanken, die dort gelebt und in der Regel auch dort begraben wurden. Sie ziehen daher bis heute viele Besucher an. Fürth, oder das „Fränkische Jerusalem“ genannt, gehört neben den anderen bedeutenden Orten in Deutschland unbedingt auf die jüdische Weltkarte. Der folgende Beitrag setzt nun unsere Serie über die jüdischen Weisen aus Deutschland fort und bietet eine prägnante Zusammenfassung des Lebens und der Werke einiger der Thorakoryphäen aus dem „Fränkischen Jerusalem“, die einen bedeutenden Eindruck im Judentum hinterlassen haben.

Die jüdische Gemeinde in Fürth galt einst als das „Fränkische Jerusalem“ und war eine der geistigen Hauptstädte des europäischen Judentums. Grund dafür war die dort 1657 gegründete Jeschiwa: eine der bedeutendsten Jeschiwot in Europa. Die Geschichte der kleinen Stadt Fürth ist eigentlich auch die Geschichte der Tora des deutschen Judentums der Neuzeit.

Die erste deutsche Jeschiwa wurde in Mainz gegründet, nachdem die Familie Kalonimus im 9. Jahrhundert aus Italien nach Mainz gekommen war. Von dieser Jeschiwa ging eine goldene Kette jüdischer höherer Gelehrsamkeit aus, die sich über Mainz, Worms, Speyer, Bonn, Köln, Regensburg, Würzburg und Nürnberg und viel mehr erstreckte. Die Nürnberger Jeschiwa wurde von Rav Jakov Margalioth geleitet. Sein Schüler Rav Jacob Polak aus Lublin gründete die erste Jeschiwa im Osten Europas. Aber die Hauptfortsetzung der Nürnberger Jeschiwa war die in Fürth, gegründet von den Juden, die 1528 aus

Nürnberg vertrieben wurden und sich in der nahe gelegenen Stadt Fürth niederließen. [Wie von Rabbi Benjamin Shlomo Hamburger in seinem epischen Werk über die Fürther Jeschiwa „Hayshiva Harama beFyorda“ 3 Bde. Machon Moreshet Ashkenaz 2010 ausgeführt.]

WAS IST EINE JESCHIWA?

Im Talmud erklären unsere Weisen: „Seit den Tagen unserer Vorfahren hat keine Jeschiwa aufgehört zu existieren“ [Yoma 28 b], was bedeutet, dass sie an jedem Ort, an dem sich Juden niederließen, eine Jeschiwa errichteten, eine Institution des höheren Torastudiums, vor allem des Talmuds. In der Tat: Länder ohne eine Jeschiwa haben es nie geschafft, zu Zentren authentischen jüdischen Lebens zu werden.

Der Hauptzweck der Jeschiwa ist es, ein tieferes Verständnis und Wissen über Talmud und Halacha zu vermitteln. So bereiten sie junge Juden auf das Rabbinat vor, aber nicht weniger

wichtig ist es auch, die Jugend für ein erfülltes jüdisches Leben zu erziehen, unabhängig von ihrem Lebensweg.

Im Folgenden sind in chronologischer Reihenfolge einige der Persönlichkeiten aufgelistet, die im Rabbinat dienten und die Jeschiwa in Fürth leiteten, was den enormen Einfluss widerspiegelt, den die Jeschiwa auf die deutsche Tora-Welt, aber nicht weniger auf die vielen anderen jüdischen Zentren im Allgemeinen hatte, da ihre Absolventen ihre Lehren in alle Ecken der jüdischen Welt verbreiteten.

RABBINER SHEFTEL HOROVITZ

Rabbi Shabtai Sheftel Halevi Horovitz (1592 - 1660) war ein Rabbiner und Rosch Jeschiwa und einer der größten deutschen Toragelehrten seiner Generation. Er gab das Buch „Shnei Luchot Haberit“ seines Vaters, Rabbi Yeshaya Halevi Horovitz, heraus und wurde durch sein Buch Vavei Haamudim bekannt. Er lernte hauptsächlich von seinem Vater und

→ Seite 40

BERÜHMTE RABBINER:

- Einige berühmte Rabbiner dienten Ende des 17. Jahrhunderts wie **Rabbi Chaim Buchner**, ein Schüler von **Rabbi Yaakov Tamerlish** von Worms, diente als Rabbiner in mehreren Gemeinden in Polen, später in Fürth. Autor von *Or Hadash*, **Or Chaim** und anderen Büchern der Halacha und Kabbala. Noch berühmter war **Rabbiner Issachar Berman Frenkel**, bekannt als „Chassid“, diente als inoffizieller Dayan und Rabbiner in Fürth, da er aus der Stadt stammte und als einer der Größten seiner Generation galt. Sein Buch „Mat'e Yissachar“ wurde in Fürth gedruckt. Im Jahr 1700 diente **Rabbi Elieser Heilperin** für ein Jahr als Rabbiner, danach diente **Rabbi Moshe Katzenelenbogen** kurz. Er war ein Enkel des „Königs von Polen für einen Tag“, **Rav Shaul Wahl**.
- **Rabbi Shmuel, Sohn von Rabbi Uri Shraga Faybush** (gest. 1706), der als Rabbiner von Fürth diente, ist am besten bekannt für sein Werk „Beit Shmuel“, über den Abschnitt des Shulchan Aruch Even Ha'ezer. „Beit Shmuel“ ist einer der wenigen Kommentare zum Abschnitt „Even Ha'ezer“ des Shulchan Aruch, den Rabbi Shmuel, weil er bisher so vernachlässigt worden war, zu interpretieren und „einzulösen“ beschloss.
- **Rabbi Baruch Kahana Rapaport** wurde wegen seiner scharfen Gelehrsamkeit in komplizierten talmudischen Themen auch „Rabbi Baruch Charif“ genannt. Er war ein Meisterlehrer und viele seiner



Rabbi Baruch Kahana Rapaport

Schüler an der Fürther Jeschiwa wurden selbst zu großen Meistern der Tora.

- **Rabbiner David Strauss** aus Frankfurt, wo er als Dayan diente und als Genie und Kabbalist berühmt wurde, diente zunächst als Rabbiner von Worms und übernahm von dort die Leitung der Jeschiwa in Fürth. Einer seiner berühmten Nachkommen war Rav Seligman Ber Bamberger von Würzburg.
- **Rabbi Moshe Segal Brandeis Charif**, ein Nachkomme des Maharal von Prag, und Hauptschüler von Rabbi Avraham Broda von Prag diente als Dayan und Talmudlehrer an der Fürther Jeschiwa, später war er Rabbiner in Mainz. In jüngster Zeit veröffentlichten seine Nachkommen Schriften zum Talmud.
- **Rabbi Zvi Hirsch Charif – Yanov**, Schwiegersohn von Rabbi Raphael Cohen, Rabbiner von Hamburg. Er diente als Rabbiner in Poznań und gelangte von dort zu seiner Position als Rabbiner von Fürth, sehr verehrt als brillanter Meister des Torawissens. Er war ein erbitterter Gegner der Berliner Haskalah-Bewegung, zu der auch

Moses Mendelssohn gehörte.

- Aber noch berühmter waren die beiden aus dem Ort stammenden Berlin Brüder, Rabbi Noah Chaim Zvi Berlin, Sohn von Rav Avraham Meir Berlin, einem der bedeutendsten Weisen von Fürth und Münzlieferant des Grafen von Ansbach. Er wurde im Haus seines Vaters und an der Fürther Jeschiwa in der Tora erzogen und diente später selbst als Lehrer und Dayan. Er war der Autor einer Reihe von sehr tiefgründigen halachischen Werken *Atzei Almogim*, *Atzei Arazim* und *Maya Hachochma* [herausgegeben von seinem Schüler an der Fürther Jeschiwa, Wolf Heidenheim vom Rödelheim Verlag]. Sein Bruder **Rabbi Aryeh Loeb Berlin** wurde 1737 geboren und starb 1814 in Kassel. In den Jahren 1773-1778 war er einer der Leiter des Rabbinate von Fürth und diente als Dayan. Im Jahr 1790 wurde er Rabbiner von Bamberg und 1794 Rabbiner von Kassel und Hessen ernannt und zum Mitglied des jüdischen Konsistoriums von Westfalen, schrieb Rabbi Glossen zum Talmud, die in die beiden in Fürth gedruckten Traktate aufgenommen wurden und später teilweise in die Schas-Vilna-Ausgabe eingingen. Einer der berühmten Absolventen der Fürther Jeschiwa, der zu dieser Zeit studierte, war Rabbi Moshe Meier, Sohn von Amshel Rothschild [1743- 1813], dem Vater der reichen Bankiersfamilie.
- **Rabbiner Joseph Steinhardt** lebte in Schwabach, war zunächst Rabbiner in Rixheim und kurz darauf Oberrabbiner des Oberelsass.

1755 wurde er zum Oberrabbiner von Niederehenheim im Unterelsass gewählt, acht Jahre später als Rabbiner nach Fürth berufen, wo er bis zu seinem Tod 1776 amtierte. Er war einer der bedeutendsten Talmudisten seiner Zeit, und aus Ungarn, Italien, Amsterdam und der Schweiz wurden Fragen an ihn gerichtet. Sein Buch *Zichron Yosef* wurde 1773 in Fürth veröffentlicht, seine Familie veröffentlichte dann weitere Werke, wie *Mashbir Bar* (Prag, 1827), das Notizen zum Pentateuch enthält, und *Koa Shor* (ib. 1827), das Novellen zum Traktat *Baba Batra* enthält, mit Notizen seines Enkels Rav Akiba Rav of Also Kubin. Übrigens war Rabbi Joseph Steinhardts Frau *Rebbetzen Kreindel* geb. *Mochiach* als Toragelehrte bekannt, und ihr rabbinischer Witz und ihr Wissen werden zitiert.

- **Rabbiner David Diespeck** war Absolvent der Fürther Jeschiwa und wurde Dayan von Fürth. 1771 wurde er Rabbiner von Mering und dem Schwarzwald. 1778 wurde er eingeladen, die Jeschiwa von Metz zu leiten, und schließlich, 1785, wurde er Rabbiner von Baiersdorf und Bayreuth. In Baiersdorf sammelte er seine Predigten in einem Buch, das den Titel „*Pardes David*“ (Der Obstgarten Davids) trägt. Neben den Predigten enthält das Buch 365 Lösungen schwieriger Stellen bei Maimonides (Sulzbach, 1786).

- **Rabbi Meschullam Salman Kohn** (1739 - 1819) Sohn von **Rav Salman Kohn**, schon als 3-jähriges Kind schickte ihn seine Mutter zum Toralernen. Nachdem er in verschiedenen Gemeinden gedient hatte, wurde er 1789 zum Rabbiner von Fürth er-



Rabbi Meschullam Salman Kohn

nannt. Zu seiner Zeit begannen die liberalen und reformierten Strömungen die deutschen Juden im Sturm zu erobern und er stellte sich heftig gegen diesen Wind, wie sein Artikel gegen den ersten Tempel in Hamburg, der 1819 in „*Eleh Divrei Haberit*“ veröffentlicht wurde.

- **Rabbi Mendel Kargau** wurde 1772 in Prostibor (Böhmen) geboren und studierte unter Rav Nathan Adler und Rav Pinchas Horowitz in Frankfurt, Rav Yechezkel Landau in Prag, Rav Joseph Yoske in Posen und Rav Herz Scheuer in Mainz. Er ließ sich in Fürth nieder, wo er sich dem Studium und der Lehre der Yeschiwa-Schüler aus seinen Quellen der Tora widmete. Sein Hauptwerk, das als wichtiges Werk über die Gesetze der Mikwe berühmt wurde, ist *Gidulei Tahara*. Zusammen mit 41 seiner halachischen Responsa wurde es nach seinem Tod 1845 in Fürth von seinem Schüler Rav Yonah Rosenbaum und von Rav Asher Anshel Stern herausgegeben. Ein weiteres Werk von ihm zum Traktat *Temura* und etwa 32 Responsen wurden 1972 von Rav Avraham Sofer veröffentlicht. Aber auch in den Torawerken der Fürther Rabbiner und Schüler wird er mehrfach zitiert.

Interessant ist, dass der berühmte Rabbiner Moshe Sofer, auch *Chatam Sofer* genannt, der als der bedeu-

tendste geistige Führer des mitteleuropäischen Judentums galt, beinahe nach Fürth gezogen wäre, um dort Rabbiner zu werden, und erst in letzter Minute wurde der Umzug abgesagt.

- Der letzte und berühmteste Rosch Jeschiwa von Fürth war zweifellos **Rabbi Avraham Wolf Hamburg**. Er wurde 1770 in Fürth als Sohn von **R. Eliezer Aharon Ansbach** und dessen



Rabbi Wolf Hamburg

Frau *Kraïne* geb. *Niedervern*, Tochter des Rabbiners von Schweinfurt, geboren. Er war ein Nachkomme von **Rabbi Yissachar Berman Frenkel**. Sein Vater starb wenige Monate nach seiner Geburt und seine Mutter ließ ihn in öffentlichen Einrichtungen erziehen und ging zu ihrem neuen Mann nach Amsterdam. Er studierte an der Fürther Jeschiwa unter **Rabbi Meshulam Zalman Cohen**. 1799 ernannte ihn sein Rabbiner zu seinem Nachfolger als Leiter der Jeschiwa.

In den folgenden Jahren lehnte er Angebote, als Rabbiner von Hamburg und Mainz zu dienen, ab und blieb an seinem Platz. Von ihrer Blütezeit im 18. Jahrhundert, als sie zeitweise Hunderte von Schülern hatte, bis zu 600, waren es noch 88 Schüler.

von Rabbi Shlomo Ephraim von Lunschitz. Im Alter von 17 Jahren heiratete er die Tochter des Rabbiners Moshe Charif von Kremnitz und Lemberg (Autor von „Tiferet Lemoshe“) und studierte bei seinem Schwiegervater. Sein Schwager aus dieser Ehe war Rabbiner Baruch Kahana Rapaport, Rabbiner von Fürth. Er gründete eine Jeschiwa in seinem Haus in Prag, und als sein Vater 1621 nach Israel einwanderte, wurde er zum Prediger der Prager Gemeinde ernannt. Diese Position machte ihn bekannt, und 1628 wurde er zum Rabbiner von Fürth ernannt und leitete die dortige Jeschiwa, aber 1632 wurde die Stadt während der Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges zerstört und er war gezwungen, sie zu verlassen. Er wurde als Rabbiner von Frankfurt angenommen und diente dort neun Jahre lang. Sein Sohn war Rabbiner Jeschaja Halevi Horowitz (II), Rabbiner in Fürth um 1614 - 17 und dann in Frankfurt. Rabbiner Sheftel betrachtete die Verpflichtung, den Talmud eingehend zu studieren, als eine obligatorische Mitzwa wie jede andere obligatorische Mitzwa wie Tefilin, Mazza usw. Die Jeschiwa war daher eine sehr wichtige Verpflichtung.

MAHARSCHAK

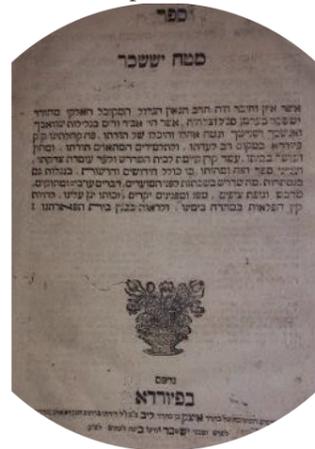
Rabbi Aharon Shmuel Kaidenover, auch bekannt als Maharschak (1624 - 1676), schrieb „Birkat Hzevach“ über die Gesetze der Korbanot. Seine Gelehrsamkeit in der gesamten Tora war erstaunlich. Er diente als Rabbiner in Mikulov, Glogau, Rzeszów und von dort aus in Fürth, wo er von 1660 bis 1667 blieb, danach ging er nach Brisk, Frankfurt und schließlich nach Krakau, wo er 1676 starb. Seine Bemerkungen zum Rosch und seine Beobachtungen zum Maharscha wurden in der klassischen Wilna-Talmud-Ausgabe gedruckt, ebenso wie



seine Glossen zum Rosch, die Tiferet Shmuel genannt wurden. Er nahm eine entschiedene Position gegen den Schabtai Zevi, den falschen Messias, ein.

BRUTALES ENDE DER FÜRTHER JESCHIWA

Rabbi Hamburg führte einen erbitterten Kampf gegen die Versuche der Behörden, weltliche Studien in die Jeschiwa aufzunehmen. Als Rabbi Cohen 1820 starb, wurde er zum Rosch Jeschiwa ernannt, aber die Reformer bekämpften ihn, und die



Existenz der Jeschiwa wurde von liberalen und Reformjuden bekämpft, die die bayerischen Behörden benutzten, um die Fürther Jeschiwa zu schließen, die Krone des Torastudiums in Westeuropa in der Neuzeit. Und es gelang ihnen tatsächlich, sie im April 1828 endgültig zu schlie-

ßen. Rav Hamburg setzte sein Engagement für die Tora-Lehre privat und heimlich fort, um nicht von den liberalen Juden gesehen zu werden, die über ihn berichten würden. Er starb 1850 mit gebrochenem Herzen und wurde in Fürth begraben.

(vgl. M. Breuer: „Oholei Torah“ [die Zelte der Tora] 2003 S. 78) B. S. Hamburger, ebd. Bd. III, S. 35-111.]

LETZTES JAHRHUNDERT

In den letzten 100 Jahren von Fürth und bis zum Holocaust setzten folgende große Rabbiner den Geist der Jeschiwa fort: Rabbiner Moshe Yonah Koenigshoffer, Rabbiner Shimon Zvi Deutsch, Rabbiner Aviezri Selig Auerbach, später Rabbiner von Halberstadt, und schließlich Rabbiner Yehuda Lob Breslauer.

NACH DEM HOLOCAUST

Nach Kriegsende war von der fast 400-jährigen Erfolgsgeschichte der Gemeinde so gut wie nichts mehr übrig: Während 1933 noch fast 2.000 Juden in Fürth lebten, überlebten nur 20 das Nazi-Regime. Rabbiner David Spiro, der den Holocaust überlebte, nachdem er als Rabbiner in Warschau gewirkt hatte, widmete seine letzten Jahre der Ermutigung und der Suche nach Lösungen für all die Schwierigkeiten, die nach dem Holocaust entstanden waren. Er war eine angesehene halachische Autorität und der einzige akademisch ausgebildete Rabbiner im Nachkriegsdeutschland. Mit seinem Wirken knüpfte Fürth an die Tradition der Jeschiwa an und wurde zu einem neuen Zentrum der Orthodoxie in Deutschland. Eine Jeschiwa in Benei Berak wurde zu Ehren des Andenkens an Rav Shapiro „Beit David“ gegründet.

GROSSE TORA-GELEHRTE: ABSOLVENTEN DER FÜRTHER JESCHIWA



Rav Shalom Ullman Harif ist der Autor der „Divrei Rash“, geboren in Fürth 1755, nachdem er von seinem Verwandten Rav Steinhardt an der örtlichen Jeschiwa gelernt hatte, ging er weiter, um in der Frankfurter Jeschiwa zu lernen. Danach diente er als Rabbiner in Fürth und später in Boldogasszony (Frauenkirchen), einer kleinen Stadt in der Grafschaft Wieselburg. Er hatte zwei Söhne, Shlomo Zalman (1792 - 1863) Rabbiner von Makowa in Ungarn und Avraham (1791 - 1848), der auch als Rabbiner von Lackenbach diente.

Rav Mordechai Banet, 1829 in Ungarn geboren. Nach Studien in verschiedenen Orten studierte er bei Rabbiner Joseph Steinhardt in Fürth. 1789 wurde er zum Rabbiner von Nikolsburg und Oberrabbiner von Mähren ernannt. Sein Freund, der berühmte Chatam Sofer, lobte ihn und nannte ihn „ben yachid leKudsha Berich Hu“ (ein einziges Kind Gottes), was bedeutet, dass niemand ihm gleich war.

Rav Moshe Tuvia Sondheimer Rabbiner von Hanau, Autor von Or Pen-ei Moshe. [Ich bin einer seiner Nachkommen].

Rav Yitzchak Zekel Wormser Rabbiner von Fulda, der Schwiegervater von Rabbi Bamberegr von Würzburg.

Rav Avraham Wechsler, Rabbiner von Schwabach. Onkel und Lehrer des berühmten **Rabbiners und Kab-**

weit anerkannte deutsche Tora-Autorität. Autor der Aruch-Laner-Reihe über den Talmud. [Mein Uhr-Uhr-Großvater].

Rav Yitzchak Dov Halevi Bamberger, Rabbiner in Würzburg, der wichtigste Anführer des süddeutschen Judentums. Autor von vielen Halacha-Büchern. Melechet Shamayim und Moreh Lazovchim und mehr.

Rav Note Wolf Lieber, Leiter des rabbinischen Gerichts von Pressburg [seine Werke wurden in „She'erit Natan Binyamin“ veröffentlicht].

Rabbiner Aryeh Loeb Ettlinger, Leiter des Lemele Reinganum Klaus in Mannheim von 1852 bis zu seinem Tod im Jahre 1884. Autor der Maadanei Melech zum Traktat Gittin.

Rabbi Yosef Aharon, Sohn von Rabbi Maharam Ellinger, Schüler von Rabbi Wolf Hamburg, Rabbiner von Nider-Stettin.

Rabbi Yonah Rosenbaum, der Sohn des bayerischen Lobbyisten Rabbi Mendel von Zell. Zusammen mit Rabbiner Anshel Stern, Rabbiner von Hamburg, gab er das Buch „Gidulei Tahara“ von **Rabbiner Mendel Kargau** heraus. Er war der Schwiegervater von **Rabbiner Prof. David Zvi Hoffman**, dem Leiter des Rav Hildesheimer Rabbinischen Seminars in Berlin.



„Auch jüdische Nächstenliebe geht durch den Magen!“

BtJ Live Kochworkshops mit dem israelischen „Master Chef“ Tom Franz

Wenn man an unsere Festtage, Traditionen oder einfach nur Zusammenkünfte denkt, dann ist diesen immer eins gemeinsam - Essen spielt eine wichtige Rolle. Seien es die Gerichte selbst, die eine wichtige Symbolik tragen - Mazza zu Pessach, Apfel mit Honig zu Rosch HaSchana, Latkes zu Chanukka oder aber auch die gemeinsamen Mahlzeiten, bei denen die Familie, Freunde oder die Gemeinde zusammenkommen.

Die weltweite Pandemie hat ihre Spuren auch in diesem lebenswichtigen Bereich hinterlassen und uns vor Herausforderungen gestellt. Aber der BtJ wäre nicht der BtJ, wenn er sich nicht eine Abhilfe schaffen würde. Und so fand eine Reihe an Events statt, die mit jeweils über 100 Anmeldungen zeigte, dass man auch räumlich getrennt gut zusammenkommen kann. Was man dazu braucht? Zunächst einen Sterne-Koch aus Israel, der auch noch Deutsch spricht - das war schnell erledigt - Tom Franz, Gewinner von Master Chef Israel, war sofort bereit mitzumachen. Ein leckeres Menü



Foto: Rav Dray
und eine Zutatenliste, die allen zugänglich waren, durfte ebenso nicht fehlen. Viele interessierte Teilnehmer, die auch in ihre Küchen blicken ließen und auch Bilder von ihren herrlichen Gerichten an den Veranstalter schickten - herzlichen Dank dafür. Und natürlich einige kluge Köpfe, unsere geehrten Rabbonim und Rebbetzinnen, die für die geistige Nahrung sorgten.

Mit allen diesen Voraussetzungen konnten im November und im Dezember fantastische Kochevents durchgeführt werden - einmal mit einem kompletten Shabbes-Menü und inspirierenden Gedanken von Rabbiner Zsolt Balla, Rabbiner Elias Dray und Rabbiner Schimon Lang

und einmal Chanukka Backen mit einem breiten Beiprogramm vom Chanukka Familien Bazar mit tollen Inputs von Rebbetzin Bilha Apel, Rabbiner Zsolt Balla, Rabbiner Yehiel Brukner und Rabbiner Josh Spinner. Mit so einer guten spirituellen und materiellen Vorbereitung konnte dann bei Chanukka nichts mehr schiefgehen.

Wir danken allen Teilnehmern für die warme Atmosphäre, das großzügige positive Feedback und die Bereitschaft mitzumachen - aus großen und kleinen Städten in Deutschland, Österreich, Israel und Belgien - von überall hat man zugeschaltet, um ein Teil der großen kochenden jüdischen Gemeinschaft zu sein - Kinder und Erwachsene, Studenten und Senioren. Auch jüdische Nächstenliebe geht durch den Magen!

Danke an Rabbiner Elias Dray für die Idee, natürlich Tom Franz für die Umsetzung und dem ganzen BtJ-Team für den reibungslosen Ablauf! Einige der Rezepte kann man in dieser Magazinausgabe finden und gerne nachkochen.

Hier sind die Köstlichkeiten zum Nachkochen:

Die Zubereitung:

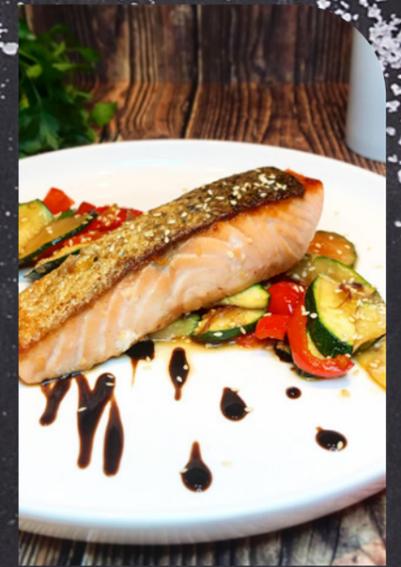


Foto: Alina Leonova

DIE MENGENANGABEN SIND FÜR 4 PERSONEN AUSGELEGT

GEBRATENER LACHS AUF SAUTIERTEM GEMÜSE IN SILAN- UND SOJASAUCE MIT SESAM

Zutaten

4 Lachsfilets von je ca. 150g

3 EL Olivenöl

3 EL Silan (Dattelsirup oder ersatzweise Grafschafter Rübengraut/Goldsaft)

3 EL Sojasauce

1 rote Zwiebel geschält

1 Zucchini, gewaschen und abgetrocknet

1 rote Paprikaschote, gewaschen abgetrocknet

3 Knoblauchzehen, gepresst

Salz und schwarzer Pfeffer aus der Mühle

1 Prise Chili, gemahlen oder gerebelt — nur für den, der es etwas scharf mag

1 EL Sesam, geröstet, zum Anrichten

Zubereitung

Eine große Pfanne stark erhitzen. Wenn die Pfanne heiß ist, Olivenöl in die Pfanne geben und etwas Salz hinein streuen, den Fisch mit der Hautseite nach unten legen und ein paar Minuten braten. Die Oberseite salzen und pfeffern. Den Fisch wenden und pfeffern. Den Fisch wenden und die Hitze reduzieren. Aus der Pfanne nehmen, wenn der gewünschte Gargrad noch nicht ganz erreicht ist. Die gleiche Pfanne wieder erhitzen. Das Gemüse schneiden, die Paprika und die Zwiebel zuerst scharf anbraten. Dann die Zucchini braten, den Knoblauch zugeben und alles zusammen einige Minuten garen, bis alles fast al dente ist. Die Sojasauce und den Silan dazu geben und mit Salz und Pfeffer und -- wer will -- mit Chili würzen. Abschmecken. Den Fisch zwischen das Gemüse betten und fertig garen. Beim Servieren mit geröstetem Sesam bestreuen.



Rav Eli Dray beim Kochen



Nathan Novominski beim Kochen

GEFÜLLTER BLÄTTERTEIGZOPF MIT RINDERHACK, KAREMELLSIERTEN ZWIEBELN, PINIENKERNEN UND ORIENTALISCHEN GEWÜRZEN, SERVIERT MIT FRISCHEM, PIKANTEM TOMATEN-SALAT.

Zutaten

1 Packet tiefgefrorener Blätterteig (vegan von Tante Fanny), aufgetaut nach Packungsanleitung
1 verquirltes Ei zum Einpinseln des Teiges

Für die Füllung:

- 400 g Hackfleisch
- 2 Zwiebel, fein gehackt
- 3 EL Olivenöl
- 3 Knoblauchzweibeln, gehackt oder gepresst
- 1 Prise Chile, gemahlen oder gerebelt
- 30 g Rosinen, gehackt
- 30 g Pinienkerne, geröstet
- 1 TL Baharat oder Ras el Hanout (Gewürzmischung) oder 1/2 TL Kreuzkümmel gemahlen 1/2 TL Paprikapulver
- Salz und schwarzer Pfeffer aus der Mühle



Zubereitung

Den Backofen auf 200 Grad vorheizen. Eine große Pfanne erhitzen. Das Olivenöl und die Zwiebeln hineingeben und mit etwas Salz einige Minuten goldbraun braten. Das Hackfleisch dazu geben und mit den übrigen Zutaten braten, bis das Hackfleisch gar scheint. Abschmecken. Die Füllung etwas abkühlen lassen und den Blätterteig füllen.

Den Teig mit Ei bestreichen und ca. 30 backen, bis er von allen Seiten goldbraun ist.

FRISCHER TOMATENSALAT

Zutaten

- 500 g Kirschtomaten, in Hälften oder Viertel geschnitten
- 2-3 Knoblauchzehen, sehr fein gehackt oder 2x gepresst
- 3 EL Olivenöl
- 1 EL Balsam Essig
- 1/2 TL Basilikum, getrocknet
- 1 TL Aprikosenmarmelade oder 1 TL brauner Zucker
- Salz und Schwarzer Pfeffer aus der Mühle

Zubereitung

Alle Zutaten -- außer den Tomaten -- in einer Schüssel

vermengen. Abschmecken. Die Tomaten erst kurz vor dem Servieren zugeben und vermengen.

Foto: Alina Leonova



SCHOKOLADENVULKAN MIT KARDAMON

Zutaten für ca. 6 Soufflés

- 200 g Schokolade 70% (ohne Milch -- vegan -- parve)
- 85 ml neutrales Öl (z.B. Sonnenblumen oder Raps)
- 1/4 TL gemahlener Kardamon
- 3 Eier „L“
- 2 EL Mehl
- 100 g Zucker

Zubereitung:

Backofen auf 180 Grad vorheizen. Die Schokolade, das Öl und den Kardamon im Wasserbad (Bain Marie) einschmelzen. In einer Schüssel den Zucker, die Eier und das Mehl verrühren. Die geschmolzene Schokolade unter Rühren zufügen. Nur solange rühren, bis eine einheitliche Masse Schokolade entstanden ist. Souffléförmchen (oder Muffinförmchen) mit Öl einsprühen. Die Förmchen zu 2/3 bis 3/4 mit der Masse füllen.

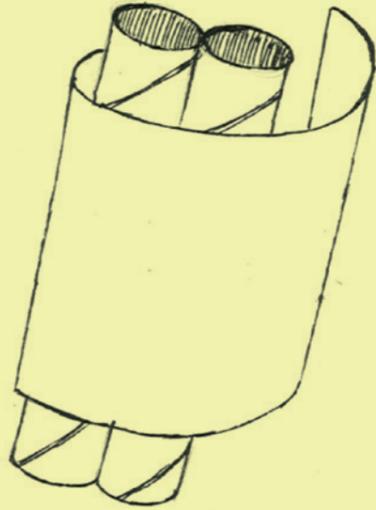
Bon appétit!

Die Live-Koch-Show im November ist unter dem folgenden Link zu finden:
<https://www.youtube.com/watch?v=eic4Ng9JBOo>
Die Live-Koch-Show im März ist unter dem folgenden Link zu finden:
<https://www.youtube.com/watch?v=yU2IquDoTU8>

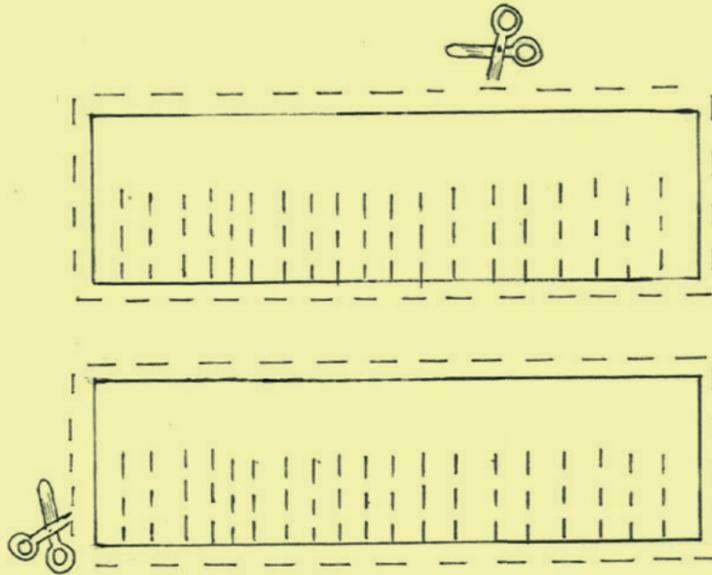




Torah, Torah Torah!



First: Cover two paper towel rolls with construction paper

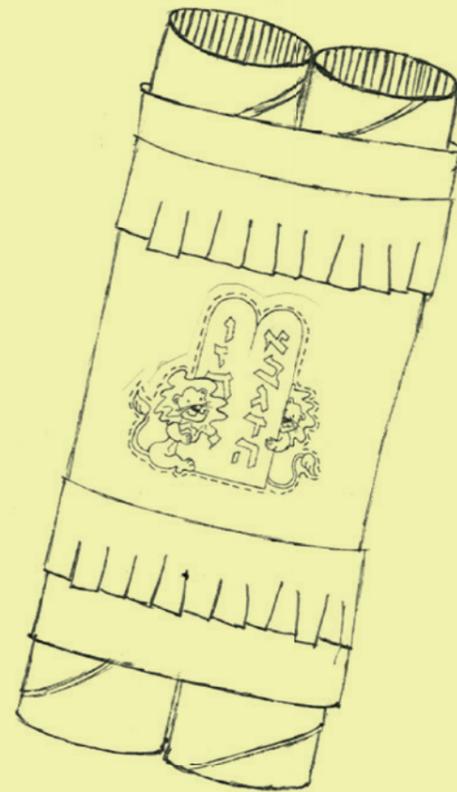


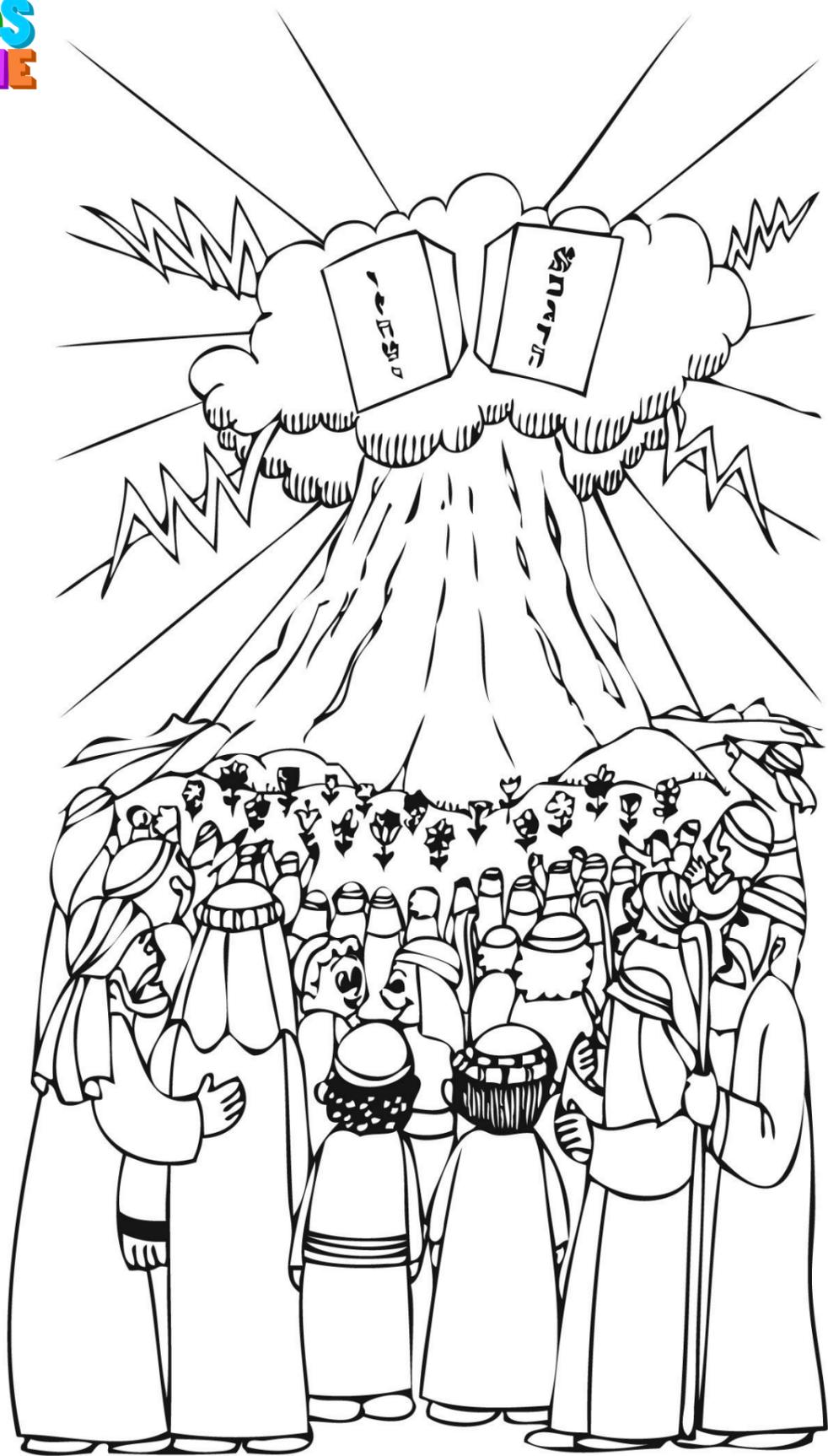
Then color the 'finge' above, and the luchot/ lion image



Complete your torah by gluing on the the finge and the lions as shown. Chag Sameach!

(c) Ann D. Koffsky





1/2 чайной ложки сушеного базилика
1 чайная ложка абрикосового мармелада или 1 чайная ложка коричневого сахара
Соль и черный перец, помолотый на ручной мельнице

Приготовление
Все ингредиенты, кроме помидоров, перемешать в миске, попробовать.
Помидоры добавить непосредственно перед тем, как подать блюдо на стол, и перемешать.



Foto: Alina Leonova

ШОКОЛАДНЫЙ ВУЛКАН С КАРДАМОНОМ

Ингредиенты примерно на 6 кусков суфле

200 г шоколада 70% (без молока -- веган -- парве) 85 мл. нейтрального растительного масла (напр. подсолнечное масло или рапсовое масло) 1/4 чайной ложки молотого кардамона 3 яйца какао «L» 2 столовая ложка муки 100 г. сахара

Приготовление:
Разогреть духовку до 180 градусов. Растопить шоколад, растительное масло и кардамон в водяной ванне (Ван-Мэри). Перемешать в миске сахар, яйца и муку. Непрерывно помешивая, добавить в смесь растопленный шоколад. Мешать смесь только до тех пор, пока не получится однородная шоколадная масса. Побрязгать растительным маслом на формы для выпечки суфле или маффинов. Заполнить формочки получившейся массой на 2/3 - 3/4.

Приготовьте антимата!

Вот линк записи новбрьского кулинарного шоу: <https://www.youtube.com/watch?v=ei4Ng9JBo>
А вот линк записи мартовского кулинарного шоу: <https://www.youtube.com/watch?v=yU21qnD0tU8>

ФАРШИРОВАННАЯ КОСИЧКА ИЗ СЛОЕНОГО ТЕСТА С ГОВЯЖЬИМ ФАРШЕМ, КАРАМЕЛИЗИРОВАННЫМ ЛУКОМ, ПИНИЕВЫМИ ОРЕХАМИ И ВОСТОЧНЫМИ ПРИПРАВАМИ, СЕРВИРОВАННАЯ НА СВЕЖЕМ ПИКАНТОМ САЛАТЕ ИЗ ПОМИДОРОВ.

Ингредиенты

1 пачка слоеного теста гнубокой заморозки (веганский продукт «Lafte Fany»), разморозить согласно инструкции
1 взбитое яйцо для того, чтобы помазать тесто
Для начинки:
400 г мясного фарша
2 мяско порезанные луквипцы
3 столовые ложки оливкового масла
3 головки чеснока, порезанные или измельченные на перца-чили
30 г мяско рубленного изюма
30 г поджаренных пиниевых орехов
1 чайная ложка смеси приправ «Baharat» или «Kas el Hanout» или 1/2 столовой ложки молотого тмина, 1/2 столовой ложки молотого красного перца, соль и черный перец, помолотый на ручной мельнице



Приготовление
Разогреть духовку до 200 градусов. Хорошо разогреть большую сковороду. Налить туда оливкового масла, лук жарить несколько минут с небольшим количеством соли до золотисто-коричневого цвета. Добавить фарш и жарить его с остальными ингредиентами до готовности, затем попробовать. Дать начинке немного остыть, распределить ее по слоеному тесту и скатать его. Оба-затя тесто яйцом и выпекать примерно 30 минут, пока тесто со всех сторон не приобретет золотисто-розовый цвет.

Ингредиенты

САЛАТ ИЗ СВЕЖИХ ПОМИДОРОВ

500 г. помидоров-черри, разрезанных наполовину или на четыре части

2-3 головки чеснока, очень мелко порезанные или 2 головки, измельченные на чесноковыжималке

3 столовые ложки оливкового масла
1 столовая ложка бальзамического уксуса (Balsam Essig)